# Die Christliche Welt

**Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände**

**Vierundzwanzigster Jahrgang**

**Nr. 22** **Marburg i. H., den 2. Juni** **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.



**Inhalt:** Angebot — Offener Brief an einen jungen Theologen — Kirche, Gemeinde und weltliche Obrigkeit nach Luther. Erste Hälfte — Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515/16. Vierzehntes Stück — Ueber Majoritätsentscheidungen in Lehrfragen — Der Evangelisch-soziale Kongreß in Chemnitz. Erste Hälfte — Verschiedenes: Im Banne Roms (Leute); Vorwärts zum Glauben (Meinhof); Der h. Bonaventura (Lemmens); Lutherbriefe; Kleine Mitteilungen — Anzeigen


## Angebot

Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Joh. 14, 27.

Die Welt grüßt uns zur Sommerszeit mit tausend Freuden. Was ist das für ein Neigen und Nicken, Winken und Grüßen, wenn man durch eine Wiese geht! All die lachenden Blumenaugen sagen: Wir wünschen viel Gutes! Gehe hin in Frieden!

Wir gehen dem Walde zu. Er ruft schon von weitem: „Meinen Frieden gebe ich euch" — den Waldfrieden! So spricht auch der Berg und das stille Tal. Jedes bietet seinen Frieden. Und doch liegt ein Schatten darauf. Ist nicht das alles für die Bevorzugten? Und zuletzt bleibt all das Glück und die friedliche Stille draußen und weckt nur drinnen die Wehmut und Sehnsucht im Wanderer, denn „fort muß er wieder, muß weiterziehn", — in den Unfrieden, in die Friedlosigkeit hinein.

„Meinen Frieden gebe ich euch!" so sagt auch ein Andrer, und setzt hinzu: „Nicht gebe ich, wie die Welt gibt." Die Natur gibt Friedenswünsche, aber tausend Friedenswünsche geben noch keinen Frieden. Die Natur schenkt uns Blumensträuße mit kurzabgerissenen Stilen. Man stellt sie in ein Wasserglas, aber das frischeste Wasser hält das Verwelken nicht auf. So gibt er nicht. Er gibt die Wurzeln mit, die sich einsenken und tiefer dringen bis dahin, wo ewige Kräfte von unten her aufsteigen.

Der Waldfriede flieht, wenn die Sonne herunter ist und die Käuzchen schreien und in der tiefen Stille das Knicken und Flüstern anhebt, das den Menschen peinigt. Der Bergfriede weicht, wenn der Wind stoßweise dahinfährt und das fahle Licht der Blitze über die Hänge huscht. Und der Friede des Tales? Da unten steht ein freundliches Häuschen, die Fenster mit Reblaub dicht verhängt, und als wir daran vorübergingen, drang Keifen und heiseres Fluchen dahinter vor. . . .

„Meinen Frieden gebe ich euch!" „Und ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Wie kommt man in seinen Frieden hinein? — So wie er hineingekommen ist. Er sagt: „ich gehe zum Vater, und der Vater ist größer als ich." Es schadet nichts, daß die Worte hier aus dem Zusammenhange gelöst sind. Es ist dieselbe wundervolle Melodie, mit der der Sohn im Gleichnis in den Frieden kam: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. . . ."

Mag die Vergangenheit drücken mit Schuld und unbegreiflichem Irrtum: ich gehe zum Vater, und der Vater ist größer als ich — und meine Schuld. Die Gegenwart drückt mit Schmerz und Last: ich gehe zum Vater, denn er ist größer als der Berg meiner Lasten. Die Zukunft droht mit finsteren Sorgen. Ich gehe zum Vater . . . Und immer gehts in den Frieden hinein.

Und wenn man von da aus wieder hinaussieht in den Frieden des Waldes, des Berges, des Tales — dann ist er doppelt schön.

„Nicht gebe ich, wie die Welt gibt." Sie gibt, um wieder zu nehmen. Er gibt, um wieder und wieder zu geben.

Der Wind trägt es über die Menschen hin: Meinen Frieden gebe ich euch! — Und wir nehmen ihn nicht?

P J

## Offener Brief an einen jungen Theologen

. . . Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir schenken. Das ist immer erfreulich, aus dem Nebel, in den man durch Bücher hineinruft, eine Stimme zurückrufen zu hören.

Ihr Schicksal teilen Mehrere, die ich für wertvoll halte, und damit wollen Sie billigen, daß ich Ihnen öffentlich antworte, da Sie glauben, daß ich eine Art Antwort geben könne. Gewiß nur eine Art Antwort. Entscheidung und Verantwortung muß, wie Sie selbst sagen, Ihnen bleiben.

Das Problem, mit dem Sie sich herumschlagen, ist allen denen auferlegt, welche aus einer religiösen Sinnesrichtung heraus einen religiösen Beruf gewählt haben und nun in die Reibungsmitte zwischen Geist und Institution geraten sind. Der Geist — Sie verstehen, daß ich damit ein abkürzendes Wort gebrauche, das als solches nicht genau definierbar ist — bedarf der vollen und in jedem Sinne schranken- und grenzenlosen Freiheit. Die Institution gehört zu dem, was man solchem „Geist" gegenüber zum Stoff der Dinge rechnen muß, zur „Wirklichkeit", Formungsversuch, Formungsmittel; und als solche „Wirklichkeit" hat sie und muß haben harte widerstandsfähige Grenzen. Insofern die Institution zur Wirklichkeit gehört, will sie in irgend einem Sinne erst einmal Anerkennung und weiß die auch zu erzwingen. Insofern sie Formungsversuch oder gar Formungsmittel ist oder sein will, kann sie verneint werden.

Im Grunde stehen alle Theologen und in einem weiteren Sinne alle Menschen in diesem Dilemma. Wir beschränken uns, um nicht zu sehr ins Allgemeine zu geraten, auf Kirche und Theologen. Es ist nur gut, sich gegenwärtig zu halten, daß es sich dabei um einen besonderen Fall des Problems der Entwicklung überhaupt handelt. Denn schließlich dreht sich die Entwicklung, soweit sie die Menschen betrifft, überhaupt um mehr oder minder gelungene, mehr oder minder bewußte oder umstrittene Formungsversuche und um die Stellungnahme des Einzelnen in diesem Schritt und Kampf der Dinge.

Also die Theologen. Sie stehen alle in diesem Problem, wenn es auch nicht Allen bewußt ist. In der großen Masse der eigentlichen Träger der Institution regt sich das Freiheitsbedürfnis nicht so stark, daß es ihnen ernstliche Not macht. Ich bin nicht in der Lage, auch nur Einem von ihnen Unehr-

lichkeit vorzuwerfen. So wenig ein Vogel unehrlich ist, der das Futter nimmt, das ihm gereicht wird und dafür singt, was er eben gelernt hat. Es befinden sich unter ihnen die ehrlichsten Naturen, Naturen von einer hinreißenden innerlichen Reinheit und Glücklichkeit. Indem sie diese Befriedigung, die sie erfüllt, ausstrahlen, können sie Quellen des Trostes für eine ganze bunte Umgebung werden. Und wie sollten sie eine Empfindung dafür haben, daß sie Anderen eine „Unehrlichkeit zumuten“ dadurch, daß sie sie teilnehmen lassen möchten an dem Behagen, das sie erfüllt. Ihnen ist „das Los aufs Liebliche gefallen.“ Sie dürfen das Idyll des Menschen erleben. Und wenn wir anders Gebauten uns kaum versucht fühlen werden, es ihnen zu beneiden, so sollen wir es ihnen noch weniger mißgönnen oder gar verdächtigen.

Von ihnen führt eine lange Treppe bis zu denen hinauf, in denen das Bewußtsein um die Bedingungen ihres geistigen Lebens, kürzer das Freiheitsbedürfnis so stark ist, daß es in den engen Grenzen einer Institution ohne weiteres explosiv zu wirken droht. Es wird keine Stufe geben auf dieser langen Linie zwischen diesen Polen von spannungsloser Ruhe und spannungsvoller Tragik, die heute nicht so oder so besetzt wäre. Die Hauptsache ist, daß die ganze lange Linie jenseits der Richtungen und Parteien verläuft, welche zur Zeit um die Herrschaft oder auch nur einen anerkannten Platz in der Kirche kämpfen. Es ist nicht so, daß der Ruhepol rechts und der andere links liegt. Es gibt gute liberale Pfarrer, die mit zwei drei handfesten rationalistischen Wahrheiten bewaffnet eine so friedliche und harmlose Idylle leben, als nur je ein Orthodoxer; und es gibt Orthodoxe von einer sie schier verzehrenden Bewußtheit des Widerspruchs, in dem sie leben, — in dem sie mit großer innerer Wahrhaftigkeit und Tapferkeit leben. Wie es denn überhaupt viel weniger Heuchelei gibt, als der Spießbürger sich und Anderen versichert.

Für unsere Frage kommt es nicht auf rechts und links, konservativ und liberal an, sondern auf den Grad von Bewußtheit, mit dem man die Spannung von Geist und Institution erlebt und seine Stellung wählt, den Grad von Energie, mit dem man seine innere Freiheit weniger noch gegen andere als gegen eigene Sentimentalität zu wahren weiß, und auf den Grad von Tapferkeit, mit dem man von seiner Stellungnahme aus und in ihrem Sinne die Wirklichkeit und die Institution zu beeinflussen oder umzuschaffen versteht. In einem Orthodoxen kann bei gleicher Ehrlichkeit ein ebenso starkes Maß von Bewußtheit, Skepsis und innerer Freiheit sein als in einem Liberalen, — geschweige einem „Radikalen“, der sich ja gemeinhin durch einen völligen Mangel an diesen drei Dingen auszeichnet.

Sie bemerken, daß ich in Ihrer besonderen theologischen Stellung an sich noch keine Erschwerung des Problems zu erkennen vermag. Sind die herrschenden Anschauungen von den Ihrigen verschieden, so scheint sich mir lediglich die Art Ihres Wirkens und Eingreifens dadurch zu bestimmen. Sonst nichts oder fast nichts. Denn daß es freilich bequemer ist, mit dem Strome als gegen ihn zu schwimmen, wird Ihnen kaum etwas ausmachen.

Sie nennen selbst eine breite Reihe von Namen, deren Träger Sie sich nahe fühlen; sie bezeichnen eine Entwicklung, welche innerhalb der christlichen Kultur und also in irgend einem Sinne innerhalb der Kirche verlaufen ist, wenn auch nicht, oder noch nicht, zum Siege gelangt. Auch Nietzsche, auf den Sie großen Wert zu legen scheinen — mit Recht meiner Ansicht nach — nehme ich nicht aus. Was er über Richard Wagner sagt: „Genies seiner Art haben selten das Recht, sich selbst zu verstehen“, gilt in etwas auch von ihm. Ich vermute, daß eine zukünftige Kirchengeschichte unserer und der nächstfolgenden Zeit von ihm mehr zu sagen haben wird als von irgend einem Theologen. Mag sein — um die Sache physiologisch anzusehen, wie er es liebt — weil das „Theologenblut“, vor dem er unvorsichtiger Weise mit so boshaften Worten gewarnt hat, in seinen Adern von langen Reihen von Vorvätern her reicher und voller strömte, als in den meisten Theologen. Jedenfalls ist fast seine ganze Philosophie eine Auseinandersetzung mit Problemen, die durch das Christentum oder die neuere Theologie gegeben sind. Jedenfalls hat er religiöse Fragen mit tieferem religiösen Verständnis angefaßt als die meisten Theologen. Und jedenfalls hat er an dem Problem der „Rechtfertigung der Welt“ mehr gearbeitet als die Vertreterschaft der Kirche, die die „Rechtfertigung“ auf ihre Fahne geschrieben hat. Wenn vielleicht nicht im Sinne einer Lösung, so gewiß in dem Sinne, daß wenige Theologen die eigentlich religiösen Probleme so tief empfunden, so kräftig zur Empfindung gebracht und so energisch angearbeitet haben als dieser Antitheologe und gar „Antichrist“.

Wie dem sei, stehen Sie mit allen den Namen, die Sie nennen von Ekkehard und noch älteren an bis zu Kierkegaard, Lagarde und noch Neueren in einer innerchristlichen und von der „Kirche“ — wenn auch nicht immer mit großer Liebe — umfaßten Entwicklung, und ich sehe keinen Grund, der Sie nötigen sollte, sich der Arbeit an ihr und für sie zu entziehen.

Ich möchte nun freilich nicht den Anschein erwecken, als verhieße ich Ihnen eitel Glück und Freudigkeit in dieser Arbeit. Im Gegenteil.

Man steht mit einer solchen Grundstellung, wie Sie sie haben, zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite die zu Zeiten bis zum wütenden Wehtun gehende Spannung in sich selbst. Die Spannung zwischen der Art, wie man die Ueberzeugungen und Gedanken sich selbst und wie man sie einer gänzlich anders konstruierten Volksgemeinde vorträgt. Wie man sie in philosophischer Abstraktheit vor sich schweben läßt und wie man sie als festumrissene Gestalt vor die Phantasie des unphilosophischen Hörers hinstellen muß. Von der anderen Seite die skrupellose Verleumdung, der man auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist, und die sich von einem Jahr zum andern in neuen Denunziationen verdichtet, selbst wenn keine böswillige Behörde dazu ermuntert, — was auch vorkommt.

Unter solchen Umständen liegt es nahe, sich die Frage vorzulegen, ob man nicht lieber dem allen den Rücken wenden und einen anderen Beruf ergreifen soll, so lange es noch möglich ist. Es ist gewiß eine ernste Frage. Bei Manchem werden einfach die Nerven diesem Zerren von zwei Seiten nicht gewachsen sein. Nur wenn dieser Entschluß in der Oeffentlichkeit als der tapfrere und ehrlichere gepriesen wird, so läßt sich dazu sagen: ehrlicher mag er unter Umständen sein, aber nur, insofern er ein Geständnis der mangelnden Tapferkeit enthält — wenn nicht etwa der mangelnden Kraft. Tapfer aber ist er nicht.

Sie werden bemerkt haben, daß ich die unbewußteren Geister für die glücklicheren Veranlagungen halte, diejenigen dagegen, in denen ein völliges und helles Bewußtsein um das Freiheitsbedürfnis ihres Geistes erwacht ist, als die zwar unglücklicheren, leicht geradezu zur Tragik sich entwickelnden, aber gleichzeitig als die wertvolleren einschätze. Als das Material, aus dem jeder Zeit ihre Führer erwachsen. Ob übrigens diese Führenden es auch in äußerlichem Sinne werden — dann im glücklichen Falle solche kirchenfürstliche Persönlichkeiten, wie sie Nietzsche so bewunderte und wie sie der Protestantismus so selten aufweist — oder ob sie es mehr nur in einem sublimen geistigen Sinne sind, mehr das, was eine brave Beamtenseele „Verführer“ nennen würde, das scheinen mir Fragen der persönlichen Beanlagungen und des Schicksals zu sein. Man soll da nichts machen wollen. Entscheidend scheint mir jene Bewußtheit zu sein, Bewußtheit vor allem darum, daß man eine Institution völlig durchschauen, aller Illusionen über sie ledig sein, ihre Wirkung teilweise für bedenklich halten und doch und gerade sich in sie einstellen und in ihr arbeiten kann. Entscheidend scheint mir mit anderen Worten der Besitz völliger und bewußter innerer Freiheit zu sein. Der Wille, sie festzuhalten, sich von Niemandem in sie hineinreden, von Wenigen in sie hineinschauen zu lassen, und vor allem seine Verantwortungen selbst zu tragen.

Und hiermit komme ich zum Schluß:

Es herrscht unter jungen Theologen der sehr begreifliche und doch ganz und garnicht zu billigende Wunsch, ihre Verantwortungen auf Andere und besonders auf ihre Vorgesetzten abzuwälzen. Da werden dann allerlei freiwillige Bekenntnisse abgelegt und ungewünschte, geschweige denn erforderte, Offenbarungen

vorgenommen. Womöglich im Examen, das eine Wissens- und nicht eine Gewissensprüfung ist. Wie denn zu einer Gewissensprüfung nicht leicht Jemand ein Recht haben dürfte. Die innere Unsicherheit und der Wunsch, sich ehrlich und tapfer zu zeigen, gibt diesen Geständnissen denn auch noch eine unnötig herausfordernde Form. In den meisten Fällen wird der auf solche Weise überfallene Vorgesetzte mit halbem Ohr zuhören und nach Kräften mißzuverstehen suchen, etwa auch einige allgemeine Tröstungen spenden, auf weitere Entwicklung und größere Reife verweisen. In böseren Fällen etwa aber auch sich den Ketzer zu späterer Chikanierung vornotieren.

Würde der junge Theologe nun sein eigentliches Motiv wissen, würde er sich bewußt sein, daß er versucht, eine der allerpersönlichsten und unablösbarsten Entscheidungen jemand Anderm ins Gewissen zu schieben, statt sie selbst zu treffen und zu tragen, so würden Ehrgefühl und Tapferkeit ihn von solchen Selbstentblößungen zurückhalten. Nun aber pflegt sich ihm sein Motiv als Wahrhaftigkeit, Tapferkeit und Redlichkeit zu maskieren. Wer, der jung ist und Mut zeigen will, sollte solchen erlauchten Motiven nicht gern folgen wollen!

Aber es handelt sich um andere Dinge! Es handelt sich vor allem darum, daß man seine innere Freiheit nicht an Sentimentalitäten verkauft. Und wenn der junge Theologe den Wunsch hat, sich Jemandem anzuvertrauen, so wird in den meisten Fällen gerade der Vorgesetzte der am wenigsten dazu Geeignete sein.

Lassen Sie mich noch einmal zusammenfassen, was ich als die Hauptsache in unserer Frage betrachte, damit ich sagen kann, was mir für Ihren Fall daraus zu folgen scheint.

Wer in irgend einem Sinne zu den Führenden gehören will, für den kommt Alles darauf an, daß er sich der natürlichen Grenzenlosigkeit seines Geisteslebens ebenso bewußt wird und bleibt wie der ebenso natürlichen Begrenztheit aller „Wirklichkeit" und aller „wirklichen" Dinge. Er muß Alles darauf wenden, sich das Geistesleben in seiner ganzen reichen Freiheit zu erhalten. Er darf keinen Blick scheuen, keinen Gedankengang, der ihm nahe liegt, ungegangen lassen, sich nicht scheuen, manchen Gang wenigstens zur Probe abzuschreiten, sich jede Entwicklungsmöglichkeit offen halten, nie abschließen. Aber er muß das mit einer klaren, ruhigen und wenn möglich wohlwollenden, ja liebevollen Einsicht in die Bedingungen des Wirklichen, seine Bedürfnisse, Forderungen und Grenzen zu vereinigen wissen. Der „Radikale", der für das kleine Wahrheitchen, das ihm einleuchtet, alsbald in Rauch aufgeht, soll unverachtet bleiben. Er bringt in der Tat oftmals erst den richtigen „Dampf" in die Dinge. Und wenn sich sein Wirken schnell zu verflüchtigen pflegt, so ist Hoffnung, daß zur Führung Berufene die neu geschaffene Situation verstehen und nicht ungenutzt lassen. Aber diese eigentlich Führenden selbst müssen ruhigeres Blut haben, müssen oftmals zurückhalten und warten können, müssen die Dinge von vielerlei Seiten sehen gelernt haben, müssen reicher, voller, „umfänglicher" geworden sein. Nur müssen sie die Kraft haben, sich durch diese Freiheit und Grenzenlosigkeit nicht das Wirken in der Wirklichkeit verderben und zerstreuen, sondern erhellen, durchsichtig werden und auf weit vorliegende Ziele spannen zu lassen.

Sie werden aber bemerkt haben, daß dies die Bedingungen jeder Führung überhaupt sind. Ist einmal das starke Maß von Bewußtheit in einem Menschen aufgebrochen, so wird er dem Zwiespalt, der recht angesehen, die eigentlich schöpferische Spannung selbst ist, welche die Entwicklung treibt, — er wird ihr in keinem Beruf entgehen; auch z. B. in dem des Schriftstellers nicht. Daß im Theologischen die Spannung am weitesten und dadurch aufreibendsten ist, will ich aber nicht bestreiten. Um so notwendiger ist es, daß die, welche sich zutrauen dürfen, daß sie sie aus- und durchhalten, nicht vorzeitig versagen.

Arthur Bonus

### Nachwort

Ich setze noch einmal an, um zu einem anderen Punkt, den Ihr Brief enthält, wenigstens kurz Etwas zu sagen. Sie finden eine Hauptschwierigkeit auch darin, daß gerade das eigentlich Religiöse der Art ist, daß sich darauf überhaupt keine Gemeinden gründen lassen. Nun scheint mir dies „eigentlich Religiöse" eine einfache Abstraktion der Werte zu sein, welche die Frommen empfinden. Ich sehe darin, daß man diesen Wert empfindet, allerdings auch den entscheidenden Schritt, halte es aber für den entscheidenden Irrtum, daß man meint diese Werte zu haben, wenn man sie philosophisch sauber herstellen kann. Auf solche Gelehrtenarbeit lassen sich natürlich keine Gemeinden gründen. Die Arbeit ist gerade, sie in den gegebenen Formen — oder etwa besseren, neuen, aber jedenfalls in festen Formen — zum Gefühl zu bringen.

Der Kunstkritiker kann feststellen, daß es in einem Bilde nicht das mache, daß das Rot und das Grün schön seien oder ob eine Weide oder eine Birke dastehen oder irgend ein Fabelwesen, sondern die Suggestion, die zwischen den Farben und Formen und durch sie auf uns eindringt und ob sie stark genug sei, um den Geist zu beflügeln, daß er eine Offenbarung erlebe, oder nur so stark, ihn zu dem matten Geständnis zu bringen, das sei in der Tat eine Weide oder eine Birke oder eine Nixe. — Hat der Kritiker nicht recht, wenn er so scheidet? Aber soll nun der Maler nicht mehr Birken, Weiden, Nixen malen, sondern — „die Suggestion"? Weil es ja nicht auf die bestimmte Gestalt ankommt, sondern auf die Suggestion?

So kann man durch die Art, wie man die alten festen Gestalten — oder denn neue — bindet, entscheidende Werte erzeugen, das religiöse Gefühl erwecken, auf den Weg in „das Innere der Natur" bringen, aber man kann nicht statt der festen Formen allgemein „das Religiöse" predigen und Gemeinden darauf gründen.

Der entscheidende Schritt liegt in der Aneignung jener Werte, nicht im Bewußtsein, geschweige einem kritischen, von ihnen oder gar in einer Spekulation über sie. Ich bin der Meinung, der Fehler liege gerade umgekehrt in der erschrecklichen Furcht des Protestantismus vor der lebendigen Gestalt, in der nervösen Flucht ins Gestaltlose. A B

---

## Kirche, Gemeinde und weltliche Obrigkeit nach Luther

1. Die Erörterungen der letzten Jahre über dieses Thema. — 2. Die Grundbegriffe des Problems im Mittelalter und bei Luther. — 3. Das Wesen der Christenheit bei Luther 1518—1520. — 4. Insbesondere in der Schrift An den christlichen Adel deutscher Nation. — 5. Die Aufgaben der christlichen Obrigkeit auf diesem Gebiet, insbesondere nach der Schrift an den Adel und der Treuen Vermahnung 1520—1522. — 6. Die evangelische Separation in Wittenberg. Karlstadts Neuerung. Luthers Kampf dagegen. Die zwei Gemeindeschichten. — 7. Der Gedanke einer Abstufung der Gemeinde: Vorrede zur deutschen Messe. — 8. Obrigkeit und Gemeinde 1522–1525. — 9. Die Visitation und ihre grundlegenden Ordnungen 1527. — 10. Stellung unsrer Zeit zu Luthers Gedanken.

### 1

Vor etwa anderthalb Jahren sind fast gleichzeitig zwei Arbeiten über das in der Ueberschrift genannte Thema erschienen und in entscheidenden Punkten zu gerade entgegengesetztem Ergebnis gekommen. P. Drews hat in einem Ergänzungsheft der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1908 die Frage gestellt: „Entsprach das Staatskirchentum dem Ideal Luthers?" H. Hermelink aber hat in einem Aufsatz der Zeitschrift für Kirchengeschichte 29, 267ff. seine Auffassung von Luthers Gedanken über Idealgemeinden und von weltlicher Obrigkeit entwickelt und in dem folgenden Heft (29, 479) zu der inzwischen erschienenen Arbeit von Drews Stellung genommen.

Nach Drews hätte Luther das Recht, in der Kirche zu reden und zu handeln, von Anfang an nur den „wahrhaft gläubigen Christen" und so auch nur der „wahrhaft gläubigen Obrigkeit" zuerkannt. In der Schrift An den christlichen Adel deutscher Nation habe Luther in seinem naiven Optimismus diese Gesinnung dem Kaiser und dem Adel zugetraut. Nach dem Wormser Reichstag habe er die Hoffnung auf eine solche christliche Reform von oben begraben und den Neubau nur noch von unten her erwartet, so daß die wahren Christen der einzelnen Ortschaften sich zu neuen Gemeinden, diese dann zu einer

größeren kirchlichen Gemeinschaft zusammenzuschließen, die Landesobrigkeit aber keine Herrschaft zu üben, sondern nur Hilfsdienst zu leisten, den Gemeinden die Möglichkeit zu ihrer Bildung zu geben, ihnen Schutz und Förderung zu gewähren gehabt hätten. Die Kirchengewalt liege, meint Drews, nach dieser Anschauung nur bei den Gemeinden der Gläubigen und ihren Beauftragten, den Pfarrern. Luthers Ideal sei immer das gewesen, das er in der Vorrede zur Deutschen Messe ausgesprochen habe: die wahrhaft Gläubigen von der unchristlichen Masse gesondert, zu engerer freiwilliger Gemeinschaft mit einfachstem Gottesdienst, ernster Zucht und intensiver Liebesübung zusammengeschlossen. Nur mit Schmerzen, niemals an seinen Idealen irre geworden, habe er sich, durch die harten Tatsachen genötigt, der späteren Ordnung der Dinge gefügt. Das landesherrliche Kirchenregiment habe er in der Not selbst mit verschuldet, aber immer nur als unvermeidlich getragen.

Ganz anders Hermelink. Die „Sammlung" der Christen in der Deutschen Messe erscheint ihm überhaupt nicht als ein Gedanke, der für Luther jemals eigentümlich und bedeutsam gewesen wäre. Sie bildet für ihn nur eine Variation des apokalyptisch-endzeitlichen Gedankens der Sammlung der Christen. Und Luther habe dabei schließlich nur dem Drängen Anderer nachgegeben, zugleich aber ihre weitergehenden Forderungen eingeschränkt. Um so bedeutsamer erscheint bei Hermelink die Rolle der Obrigkeit. Einerseits hebt auch er hervor, daß nach Luthers Meinung die Bildung des neuen Kirchenwesens in den Gemeinden selbst durch die Wirkung des Worts ihren Anfang nehmen müsse. Aber andererseits betont er auch nachdrücklich, die neue „Christenheit" mit ihren Ordnungen müsse sich nach Luther durch das Zusammenwirken von Orts- und Landesobrigkeit bilden. Wenn Luther von Gemeinde rede, so habe er sie stets in ihrer obrigkeitlichen Organisation im Auge. Niemals spiele er das Gemeindeprinzip gegen obrigkeitliche Handlungen in der Kirche aus. Von jeher sei es Luthers Meinung gewesen, daß die christliche Obrigkeit nicht nur auch in kirchlichen Dingen über der allgemeinen Ordnung zu wachen, sondern auch schließlich die neuen kirchlichen Ordnungen zu schaffen, die einheitliche Gottesdienstfeier in ihrem Gebiet einzuführen und zu beaufsichtigen, die Geistlichen zu berufen, das Kirchengut zu verwalten und in Alledem ihren christlichen Untertanen zu dienen habe. Ihr Recht dazu liege nicht in ihrer wahren Gläubigkeit, sondern darin, daß sie als Glied der Christenheit auf Grund der Taufe den Anspruch, als Inhaberin der öffentlichen Gewalt aber die Pflicht habe, die Sache des Evangeliums zu führen.

Angesichts dieses Gegensatzes, der die Unsicherheit unsrer Erkenntnisse von Luthers Gedanken an einem grundlegenden Punkt zu beleuchten geeignet war, hat mich der Herausgeber der Christlichen Welt gebeten, meine Ansicht darüber zu äußern. Ich habe es nicht gerne getan, weil ich dadurch abermals aus meiner Arbeit am Grundriß der Kirchengeschichte herausgerissen wurde, habe mich aber schließlich gewinnen lassen, und bin ihm jetzt trotz allem dankbar, weil ich dadurch meine eigene Anschauung geklärt und schließlich, wie ich glaube, auch die Forschung an einigen Punkten habe fördern können. Die nähere Darlegung und Begründung meiner Anschauung werde ich in einer Schrift geben, die denselben Titel wie dieser Aufsatz tragen und demnächst bei J. C. B. Mohr erscheinen wird.

Ich kann jeder der beiden Arbeiten eine Strecke weit folgen. Aber in ihrem Gesamtergebnis scheinen mir beide den rechten Weg verfehlt zu haben. Bei Drews finde ich die geschichtlichen Grundlagen von Luthers Anschauungen vielfach außer Acht gelassen und darum ihre ganze Struktur nicht richtig erfaßt. Bei Hermelink liegt es zum Teil ähnlich, freilich an anderen Punkten. Dazu aber arbeitet er meines Erachtens zu viel mit angeblichen „Spannungen" bei Luther, mit „okkamistischen", „apokalyptischen" und „neuplatonischen" Elementen, die leicht von den Hauptsachen abführen und überdies meines Ermessens nicht immer richtig sind. Doch hat er mit jenen Spannungen insofern gewiß recht, als er gewisse Gegensätze, die seine Vorgänger bei Luther zu sehr in zeitlicher Reihenfolge sich ablösen sahen, schon früher, wenn auch in verschiedener Stärke, neben einander findet.



Der vorletzte Abschnitt dieses Aufsatzes, der von dem Sinn handeln wird, den Luther mit dem Gedanken der Visitation verbunden hat, steht zu den beiden Arbeiten von Drews und Hermelink in keiner unmittelbaren Beziehung mehr. Er war nur notwendig, weil meines Erachtens in den Urkunden der Visitation die letzten Gedanken Luthers besonders deutlich und dazu in der Form ausgesprochen werden, die überhaupt für die ganze folgende Zeit maßgebend geworden ist. Ich habe mich dabei vor allem mit Sohm auseinanderzusetzen.

Ueberhaupt aber versteht es sich von selbst, daß meine Untersuchungen sich nicht nur mit Drews und Hermelink befassen. Ich habe innerlich stets auf die früheren Forschungen auf diesem Gebiet, vor allem außer Sohm auf die von K. Rieker, E. Rietschel, E. Brandenburg, W. Köhler Bezug genommen und ihnen wie noch früheren Arbeiten z. B. von J. Gottschick zu danken, wenn ich sie auch meist nicht nenne. Und so versteht es sich auch von selbst, daß E. Troeltschs Arbeiten über Luther und den alten Protestantismus an mir nichts weniger als spurlos vorübergegangen sind.

2

Seit R. Sohms Kirchenrecht ist es Niemand mehr zweifelhaft, daß man, um Luthers Anschauung von der Kirche zu verstehen, von der mittelalterlichen Vorstellung ausgehen muß: Die Kirche ist die Christenheit. Die Christenheit, der christliche Körper aber stellt die Gesamtheit der Gläubigen, die Einheit der christlichen Völker, die christliche Welt im Gegensatz gegen Juden, Muslimen und Heiden dar. Diese Einheit umfaßt alle ihre Lebensbetätigungen: was wir heute Staat und bürgerliche Gesellschaft nennen, ebenso gut wie das, was bei uns Kirche heißt. Sie lebt, atmet, betätigt sich nach zwei Seiten, der weltlichen und der geistlichen. Für beide Seiten hat sie ihre eigene Organisation, ihr besonderes Regiment, ihre Obrigkeit und Gewalt, die geistliche und die weltliche, die Hierarchie und die Fürsten, Republiken usw. Aber da die eine Christenheit auch eine einheitliche Spitze braucht, so laufen beide in dem höchsten irdischen Gewalthaber, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, dem Papst zusammen. Denn das höchste Ziel der Christenheit ist übernatürlich und jenseitig, und ihm müssen schließlich alle weltlichen Dinge dienen. Daher müssen zuletzt alle Fäden der Leitung, des Regiments in der höchsten geistlichen Gewalt zusammentreffen. Daher sind zwar alle spezifisch geistlichen Personen und Dinge und ebenso alle geistlichen Beziehungen der Laienwelt der weltlichen Gewalt entzogen, dagegen das gesamte Gebiet des Weltlichen, Personen wie Sachen, in letzter Linie auch der geistlichen Gewalt unterstellt.

Unsre Kategorien vom souveränen Staat und der Kirche oder vielmehr den Kirchen in seinem Bereich sind also vollständig bei Seite zu lassen: jedes der beiden Lebensgebiete der Christenheit hat seine eigene Organisation; jedes hat seine besonderen Gruppen, einerseits Provinzen, Diözesen, Pfarreien usw., andrerseits Königreiche und Fürstentümer, Territorien und Lehnsgebilde, Amtsbezirke, Städte usw.; aber alle sind in derselben christlichen Einheit beschlossen, durch dieselbe höchste Aufgabe zusammengehalten und in ihrem Sinn gelenkt.

Die Grundelemente dieser Anschauung hat Luther beibehalten; er hat nur ihr Wesen zum Teil anders gefaßt und darum ihr Verhältnis anders bestimmt. An die Stelle des komplizierten Apparats der kirchlichen Gnadenmittel, die die Hierarchie auszuspenden hatte, setzt er die einfache Wahrheit des Evangeliums, das alle Güter Christi und der himmlischen Welt einschließt und lediglich durch das Mittel des Worts fortgepflanzt und an den Einzelnen gebracht, in den Sakramenten aber nur in sinnlich eindrucksvoller Form dem Empfänger persönlich zugesichert und verbürgt wird. Dieses Evangelium aber geht nur die Seele an, regelt ihre Beziehung zu Gott im Glauben und zum Nächsten in der Liebe. Für das Gebiet des weltlichen Lebens, ja auch für die äußerliche Betätigung der religiösen Gemeinschaft, für das, was wir kirchliches Leben nennen, enthält es kein Gesetz und keine Norm. Darum ist auch die weltliche Obrigkeit auf ihrem Gebiet ganz selbständig, nur Gott verantwortlich, und darum bedarf es auch keiner Hierarchie mehr, keines besonderen Standes von höherer

Weihe und Ausstattung: der geistliche Stand hat nichts als den Dienst der Verkündigung des Wortes. Alles, was die Hierarchie bisher von weltlicher, zwingender Gewalt gehabt hat, ist Usurpation, Tyrannei, die das Papsttum über die freie Christenheit gebracht hat.

Im übrigen aber bleibt wie gesagt, bei Luther der allgemeine Aufriß, die eine Christenheit, ihre beiden Lebenskreise, ihre beiden Gewalten oder Obrigkeiten. Mit ihnen haben wir im Folgenden immer zu rechnen.

3

In einer kurzen Darlegung des Sermo de virtute excommunicationis 1518*) und dann in einer ganzen Anzahl von Schriften der Jahre 1520 und 1521 geht Luther auf das Wesen der Christenheit ein, wie er es versteht. Er unterscheidet ihre äußere Gemeinschaft, die im bürgerlichen Handel und Wandel und ihrer Interessen wie in der ganzen kirchlichen Ordnung, den Sakramenten, allen Zeremonien, der Verfassung und ähnlicher äußerlicher, sichtbarer Dinge besteht, und die innere Gemeinschaft der unsichtbaren, geistigen Güter, des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, d. h. die äußere und die innere, die leibliche und die geistliche Christenheit, oder, da er den größten Wert darauf legt, daß es nur eine Christenheit sei, richtiger das Gebiet ihrer äußerlichen, sichtbaren, weltlichen Betätigung und ihres innersten Lebens, das in Gott verborgen ist. In prachtvollen Tönen hat er in einer Anzahl von kleinen Schriften des Jahrs 1519 beschrieben, wie dieses unsichtbare Leben die geistige Christenheit, Christi geistlichen Körper durchströmt und den Einzelnen zum Glauben bringt, darin stärkt und trägt. Und diese geistige Gemeinschaft allein ist die Christenheit oder Kirche im eigentlichen Sinn. Die äußere hat diesen Namen nur mißbräuchlich, d. h. das innere Leben allein ist es, was die Christenheit zur Christenheit macht, ihr Wesen konstituiert und dem Einzelnen Anteil an ihr gibt.

Daher ist es besonders bezeichnend, wie er immer wieder den entscheidenden Nachdruck darauf legt: Was macht uns zu Christen? was macht Christi Reich? und andrerseits: Was macht jene äußere Gemeinschaft? und endlich: Was macht zu Unchristen? So stellt er bei beiden Seiten der Gemeinschaft die Frage nach den erzeugenden Kräften, den konstitutiven Faktoren voran, und er findet die des geistlichen Körpers in den unsichtbaren Gütern, die des leiblichen in den äußeren Ordnungen kirchlicher**) und bürgerlicher Art, die des Unchristentums im gänzlichen Mangel an jenen unsichtbaren Gütern. Er fragt also nicht zuerst, wer nur zur äußeren oder auch zur inneren Gemeinschaft gehöre, sondern was zu ihm gehöre, was sie ausmache.

Alle Güter und Kräfte der inneren Gemeinschaft sind nun aber im Evangelium oder im Wort Gottes beschlossen. Dieses Evangelium ist in erster Linie die Botschaft von der entgegenkommenden, freien, durch keine menschliche Leistung bedingten Gnadengesinnung Gottes, die in Christus der Welt erschlossen oder geschenkt worden ist und dem Einzelnen verkündigt und in den Sakramenten versichert wird. Aber Luther hat es schon damals nicht in dieser Heilsbotschaft sich erschöpfen lassen: alles, was in der heiligen Schrift als sicher bezeugte Lehre enthalten ist, gehört mit dazu, ob es sich auf Gottes Willen für unser Heil unmittelbar oder auf die Lehre vom Werk und der Person Christi, von seiner Gegenwart im Abendmahl, vom Wesen der Christenheit, von der Aufgabe der Obrigkeit usw. beziehe. Darum ist es eben des Christen grundlegendes Kennzeichen, daß er sich diesem Worte fügt, ihm glaubt und darin Gott die Ehre gibt.

4

Die Schrift An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung hat zum erstenmal alles zusammengefaßt, was geschehen muß, um eine Reformation der Christenheit — das ist „die Besserung des christlichen Standes" — herbeizuführen. Sie hat nicht die äußere und nicht die innere Christenheit allein im Sinn, sondern die ganze nach beiden Seiten. Sie greift nur aus dieser ganzen christlichen Völkerwelt die deutsche Nation mit ihren Bedürfnissen zum Teil besonders heraus; denn sie ist ja wie ein Ausschnitt, so auch ein verkleinertes Abbild des Ganzen. Aber auch bei ihr handelt es sich um das innere wie das äußere Leben, um ihre religiöse wie ihre sittliche, politische, soziale und geistige Gesundung. An dieser Gesundung zu arbeiten, hat Luther schon 1519 für die Aufgabe jedes Christen gerade darum erklärt, weil er an den Gütern der Christenheit Teil hat. In den Schriften des Jahrs 1520 und fernerhin bleibt der Grundsatz durchaus bestehen. Aber zugleich werden nun, vor allem eben in der Schrift an den Adel, die Nöte der Christenheit eingehend dargelegt und tritt die Aufgabe der weltlichen Obrigkeit ihnen gegenüber hervor.

Auch ihre Pflicht beruht eben darauf, daß sie christlich d. h. Mitglied der Christenheit ist. Denn auch Luther denkt, wie das spätere Mittelalter, bei der Obrigkeit nicht an eine abstrakte Gewalt, sondern an konkrete Personen, denen diese Gewalt eigen oder übertragen ist. Darum kann sie vollständig in Parallele gestellt werden mit den Angehörigen anderer Berufsstände, dem Bauern, dem Handwerker usw. Wie alle diese Personen als Christen verpflichtet sind, mit ihrem Beruf dem Körper, dessen Glieder sie sind, zu dienen, so ist es auch bei der Obrigkeit. Nur die Waffe oder das Werkzeug ist verschieden: die Obrigkeit hat das Schwert, die zwingende Gewalt.

Aber nun ergibt sich daraus auch sofort der Umfang dieser Gewalt. Kein Stand ist mit seiner Arbeit nur auf eine bestimmte Schicht der Christenheit angewiesen. Wie der Bauer für alle Korn baut, der Schuster für jedermann arbeiten muß und wie kein Stand dieser ihrer Arbeit entbehren kann, so ist es auch mit der Obrigkeit: ihr Amt darf nicht vor dem sogenannten geistlichen Stand Halt machen; die Hierarchie, das Mönchtum können ihrer nicht entraten.

Luther faßt nun aber, das sage ich vorzüglich gegen Drews, überall hier zunächst nicht das Recht, sondern die Pflicht der Obrigkeit ins Auge. Ihr Recht steht nur darum in Frage, weil es vom Papsttum bestritten ist. Worauf aber gründet es sich? Nicht auf die wahre (subjektive) Gläubigkeit der Obrigkeit, sondern auf ihre Mitgliedschaft am christlichen Körper, auf den Anteil an seinen Gütern, darauf daß auch sie getauft ist, daß auch sie das Evangelium hat, und Luther kann diese objektiven Größen in den Vordergrund stellen gerade darum, weil es sich immer zuerst um die Pflicht der Obrigkeit handelt. Diese ihre Pflicht hängt eben an ihrem Anteil an den Gütern: aber selbstverständlich wird sie im Sinn des Evangeliums anerkennen und erfüllen nur die Obrigkeit, die das Evangelium als objektive Norm anerkennt. Es handelt sich nicht darum, ob Luther damals dem Kaiser und den Fürsten in naivem Optimismus die Gläubigkeit im Sinn des Evangeliums zutraut oder nicht, sondern lediglich darum, daß sie, denen wie allen Christen in der Taufe der Anteil an diesen Gütern zuerkannt ist, eben darum im Sinn des Evangeliums eingreifen müssen. Luther spricht von ihrer Pflicht: es fragt sich nur, ob sie den Mut und Willen haben, sie zu erfüllen. Haben sie ihn, dann darf sie niemand hindern. Denn ihr Recht und ihre Fähigkeit dazu haben sie in der Taufe gewonnen. Optimismus und Pessimismus der Stimmung sind keine Momente in Luthers Ausführungen. Das Zutrauen zu dem jungen Blut Karl V. kommt ja gelegentlich zum Ausdruck. Aber darauf ist schon an sich nicht viel zu geben; und wäre es auch vollkommen ernst gemeint, so liegt doch Luthers Nachdruck überall nicht auf dem guten Willen der Obrigkeiten, sondern auf der verpflichtenden Kraft des Christenstandes.

5

Die positiven Aufgaben, die der weltlichen Obrigkeit auf diesem Gebiet obliegen, hat Luther zum ersten Mal im Sermon von den guten Werken vom Frühjahr 1520, dann vor allem in der Schrift An den Adel entwickelt. Hier ist nun meine Meinung, und ich werde sie in der von mir erwähnten Abhandlung näher zu begründen suchen, daß man den Standpunkt Luthers gerade in der Schrift an den Adel

*) Predigt von der Wirkung des Banns.

**) Das Wort in unsrem modernen Sinn genommen.

bisher nicht richtig erfaßt hat. Immer sieht man hier der weltlichen Obrigkeit das ganze Gebiet der Reformen auf weltlichem und geistlichem Gebiet zugewiesen; die Schrift erscheint dann wie ein unendlich reiches Programm für sie und ein Zeugnis von der hoffnungsreichen Zuversicht Luthers zu ihr. Und um so schärfer erscheint dann in den späteren Schriften der Umschwung zu einer pessimistischen Stimmung, die der Obrigkeit gar nichts mehr zutraut. So ist es auch bei Drews, während Hermelink die Elemente pessimistischer Stimmung schon in jener Zeit und in der Schrift an den Adel stärker, meines Erachtens nicht immer zutreffend, hervorhebt und den Hauptpunkt doch nicht berührt.

Denn in Wirklichkeit zeigt, wie ich glaube, eine sorgsame Analyse der Schrift und ihrer einzelnen Vorschläge, daß Luther fast überall da, wo er für das „kirchliche" Leben positive Reformen verlangt, nicht an die Obrigkeit, sondern an das Konzil als die dazu berufene Instanz denkt. Der weltlichen Obrigkeit weist er wie im Sermon von den guten Werken und genau wie in den Schriften der nächsten Jahre nur das Eine zu: der Macht, die die Quelle des gesamten und vor allem des religiösen und sittlichen Verderbens darstellt, dem römischen Papsttum und seinen Anhängern, mit ihren Waffen zu wehren, ihre Untertanen vor ihm, seiner Tyrannei, seiner Ausbeutung und seiner Verführung zu schützen, es extra statum nocendi*) zu setzen. Daneben aber tritt, insbesondere im Sermon von den guten Werken, ihre zweite Aufgabe hervor, der Lästerung des Namens und der Ehre Gottes, wie sie von dorther geübt wird, zu wehren, sie zu strafen und auszutilgen und so die göttlichen Gerichte vom Land fern zu halten, die es sonst treffen müßten. Damit fügt sich die Aufgabe der weltlichen Obrigkeit auf diesem Gebiet dem ein, was für Luther immer wieder die Aufgabe der Obrigkeit überhaupt bezeichnet, die Untertanen gegen alle Unbill zu schützen, die Ordnung und das Recht zu wahren, ihre Uebertreter zu strafen und so das Böse nicht aufkommen zu lassen. In dieser Schutz- und Strafgewalt liegt das Mittel zur Besserung. Denn wenn erst jene Quelle des Verderbens verschlossen, die babylonische Gefangenschaft der Kirche gebrochen ist, dann ist der Boden geschaffen, auf dem die Christenheit, und so in ihr auch die deutsche Nation, von ihrer Freiheit Gebrauch machen, sich selbst die neuen Ordnungen geben kann, die ihr dienlich sind. Wie das dann geschehen soll, sagt Luther noch nicht. Aber eine Möglichkeit besteht jedenfalls für ihn, daß, wenn nur die weltliche Obrigkeit der Macht und Tyrannei des Papsttums wehrte und sie insbesondere von den deutschen Grenzen ferne hielte, dann die geistliche Obrigkeit selbst, seis das Konzil oder die deutschen Bischöfe, Freiheit und Mut bekämen, ihre Pflicht zu tun.

Die Aufgabe der weltlichen Obrigkeit auf dem bisher als geistlich in Anspruch genommenen Gebiet wäre also kurz die. Sie hat die Grenze zwischen geistlicher und weltlicher Sphäre so zu ziehen, wie sie nach Gottes Wort besteht. Sie muß also die geistliche Gewalt, insbesondere das Papsttum, ganz aus dem weltlichen Gebiet entfernen, ihre Räubereien ein für alle mal unmöglich machen, auch diejenigen Inhaber der geistlichen Gewalt, die ihrem Beruf nach die Normen des Evangeliums erfüllen wollen, gegen das Papsttum schützen. Sie muß aber auch dem religiösen Verderben überhaupt und insbesondere dem wehren, das aus Rom kommt, und die Seelen dagegen schützen. Sie muß also in jeder Hinsicht vor allem das Papsttum unschädlich, unwirksam machen. In dem allem würde sie ihren christlichen Charakter bewahren.

In der Treuen Vermahnung**) von der Grenze der Jahre 1521/2 ist unter dem Eindruck von Bann und Acht die Hoffnung auf ein Konzil und die Selbstbefreiung des deutschen Klerus zergangen. Aber die Aufgabe der weltlichen Obrigkeit ist ganz ebenso bestimmt, wie bisher, nur daß nun ausgesprochen wird: sie brauche ohne Zweifel ihr letztes Machtmittel, die Gewalt, gar nicht anzuwenden; schon ihr Gebot müßte ausreichen. Daß die Obrigkeit diese ihre christliche Pflicht nicht erfüllen wird, weiß Luther, und er sieht sogar in diesem Verhalten Gottes Willen: das Papsttum soll ein ärgeres Ende finden, als das durch Gewalt; das Wort Gottes selbst, der Hauch seines Mundes nach 2. Thess. 2, 18, d. h. die Wortverkündigung der Gläubigen in Rede und Schrift, soll es fällen. Aber dadurch wird die Obrigkeit nicht entschuldigt; man wird sagen können, es sei wie bei Pharao u. A.: um ihrer Sünde willen hat sie Gott verstockt und führt nun die Dinge um so wunderbarer selbst zum Ziel.

Diese Grundsätze treten dann in der Wartburgzeit auch da auf, wo es sich um einzelne positive Maßnahmen handelt. Wie die Augustiner in Wittenberg die papistische Messe einstellen, da spricht Luther nur die Hoffnung aus, daß sie unter dem Schutz des Kurfürsten das Angefangene vollenden, d. h. die Einstellung fortsetzen und ohne Zweifel auch die Feier der evangelischen Messe in ihrem Haus einführen könnten. Der Schutz des Kurfürsten sollte dabei nur decken gegen Maßregeln der Papisten. Positive Mitarbeit soll er nicht leisten. Und wenn der Kurfürst Ende Februar 1522 die Sorge ausspricht, daß er in den Wittenberger Wirren bisher zu wenig getan haben möchte, so erwidert Luther: Nein, er habe vielmehr zu viel getan; er hätte die Dinge gehen, (nach seinem späteren Ausdruck) die Geister auf einander platzen lassen sollen. Es genügt ihm, daß der Kurfürst die Zumutungen des Reichs und der Hierarchie abgelehnt hat. Das Weitere, das Positive soll allein mit dem Wort, d. h. durch die Selbsttätigkeit der Evangelischen geschehen. Nur dabei bleibt er natürlich auch jetzt vor allem in Sachen der Wittenberger und einige Jahre später auch der Altenburger Stiftskirche: Lästerungen, wie sie dort durch die Messe der Stiftsherren geschehen, und öffentliche Aergernisse, wie sie ihr privates Leben aufweist, darf der Kurfürst als christliche Obrigkeit da, wo er in besonderem Maß mitzusprechen hat, wie in einem von ihm erhaltenen Stift, nicht dulden. Wie die Stiftsherren sich gegen Luthers seelsorgerliche Mahnung, die Messe einzustellen, durch den Hinweis darauf entschuldigen wollen, der Kurfürst habe es ihnen geboten, so antwortet er: in Dingen, wo Gottes Wille so klar sei, habe der Kurfürst überhaupt nichts zu gebieten. Er hat nur — das ist die Kehrseite — das, was Gottes Ehre lästert, wie die Messe, zu verbieten.

Karl Müller

---

## Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515/16

14

Ist es denn nun gut Mönch werden? Ich antworte: Glaubst du ohne Mönchtum nicht selig werden zu können, so gehe ja nicht ins Kloster. . . . Niemals wird der ein guter Mönch sein, der aus derartiger Verzweiflung Mönch ist, vielmehr der, der es aus Liebe geworden ist, d. h. der seine schweren Sünden sieht und seinem Gotte aus Liebe wiederum etwas Großes erweisen möchte und nun freiwillig auf seine Freiheit verzichtet, jenes „Narrengewand" [die Mönchskutte] anzieht und niedrigen Pflichten sich unterwirft. Deshalb glaube ich, daß es heutzutage besser ist, Mönch werden, als es vor 200 Jahren war. Aus dem Grunde, weil damals die Mönche das Kreuz aus den Augen verloren und es eine Ehre war, Mönch zu sein. Heute aber fangen sie wieder an, den Menschen zu mißfallen, auch die guten Mönche, weil ihr Gewand als „Narrengewand" gilt. Wer dem sich aus Liebe unterwirft, der tut wahrlich gut. Mich schreckts nicht, daß Bischöfe und Priester uns verfolgen. Denn es muß also geschehen. Nur das mißfällt mir, daß wir Ursache geben zu dieser Mißachtung. Wer keine Ursache dazu hat, — und wem ekelt vor den Mönchen, ohne daß er wüßte, warum? — der gehört zu den größten Gönnern, die auf der ganzen Welt die Mönche haben. Denn die Mönche sollten sich freuen, gleichsam als solche, die ihres Gelübdes mächtig sind, wenn man sie um dieses für Gott übernommenen Gelübdes willen verachtet und verstört; denn dazu haben sie das „Narrengewand", um alle anzulocken, sie zu verachten. . . . Jetzt freilich ist keine Art anmaßender als die der Mönche — o Jammer! (II, 318)

Wer etwas so tut, daß er es lieber nicht getan hätte, wenn er nur dürfte, tut tatsächlich nichts. (II, 322)

Der Satz „Alles, was nicht aus dem Glauben ist, ist Sünde" ist so zu verstehen, daß Jeder, der nicht sündigen will, glauben muß. Denn der Glaube allein ist ohne Sünde. Wer also tut, was er nicht glaubt, sündigt. (II, 332)

Die Wahrheit gebiert Haß, aber dieser Haß gebiert Gnade. Deshalb muß man eifersüchtig den Haß suchen d. h. die Gnade, auch durch Haß hindurch. (II, 345)

---

*) Außer Stande zu schaden. D. H.

**) Treue Vermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung.

## Ueber Majoritätsentscheidungen in Lehrfragen

Durch das preußische Gesetz betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen ist der Kampf zwischen Lehrfreiheit und Lehrordnung in der protestantischen Kirche in ein neues Stadium getreten. Bisher bemühte man sich zur Ueberwindung dieses Gegensatzes um ein sachliches Prinzip, welches der relativen Berechtigung beider Forderungen gerecht würde. Es wurde anerkannt: einerseits, daß die Bindung der Predigt an den Wortlaut einer Bekenntnisschrift innerhalb des Protestantismus unmöglich, andrerseits, daß eine schrankenlose Lehrfreiheit mit dem Begriffe der Kirche unvereinbar ist, und die Kämpfe zwischen Konservativen und Fortschrittlichgesinnten bewegten sich um die Ermittelung der Grenze zwischen dem Gebiet, auf dem Verschiedenheit der Lehre ausgeschlossen sein muß, und dem der fortschreitenden Entwickelung und der persönlichen Ueberzeugung freigelassenen Felde. Man war darüber einig, daß es eine solche Grenze gibt. Aber über die Feststellung gingen die Meinungen weit auseinander.

Indem nun das preußische Gesetz zum ersten Male eine besondere Behörde bestellt, welche bei Anfechtung der Lehre von Geistlichen ohne Rücksicht auf die Person über die Zulässigkeit der beanstandeten Lehre entscheidet, ist die Frage von dem Gebiete der Theologie auf das des Rechts hinübergeleitet worden. Die streitige Grenze zwischen Lehrordnung und Lehrfreiheit wird in Zukunft durch das Spruchkollegium in formell bindender Weise festgestellt. Durch die Grenzpfähle, welche das Spruchkollegium in seinen einzelnen Entscheidungen einschlägt, wird diese Grenze für jedermann erkennbar. An Stelle des dunkeln materialen Prinzips ist ein klares formales getreten. Die Lehrordnung der preußischen Landeskirche der acht älteren Provinzen wird durch die Präjudizien des Spruchkollegiums festgestellt, und diese Lehrordnung ist Gesetz.

Bei dieser Sachlage kommt natürlich alles auf die Methode an, vermittelst deren das Spruchkollegium seinen Wahrspruch findet. Diese Methode ist keine neue: es ist das in allen Fällen, wo eine anerkannte Autorität fehlt, von Alters her benutzte Auskunftsmittel des Mehrheitsbeschlusses. Neu ist nur die ausdrückliche Anerkennung dieses Mittels als tauglich für die Entscheidung von Differenzen über das Wesen des Christentums.

Das Neue Testament weiß nichts von Majoritätsbeschlüssen. Auf dem Konzil von Jerusalem herrscht nach heftigen Kämpfen Einstimmigkeit. Wenn Paulus mit Petrus in Widerspruch gerät, so sagt er diesem seine Meinung mit solcher Wucht der Gründe und Energie der Ueberzeugung, daß Petrus nachgibt. Keiner von beiden kommt auf den Gedanken, einen Majoritätsbeschluß der Apostel anzurufen.

Auch der klassische Katholizismus weiß nichts von Majoritätsbeschlüssen in Glaubenssachen. Nur dem einstimmigen Ausspruch des Lehrkörpers der Kirche gebührt Ehrfurcht und Gehorsam. Erst im Verlaufe des vatikanischen Konzils ist man unter jesuitischem Drucke von Stufe zu Stufe bis zu der Konzession herabgekommen, daß auch eine erhebliche Minderheit durch ihren Widerspruch die Proklamation des neuen Dogmas nicht hindern könne. Der altkatholischen Kritik, die sich hauptsächlich auf diesen Abfall von der Tradition stützt, kann man nur das entgegenhalten, daß der unfehlbare Papst, wenn er seiner Sache gewiß war, das neue Dogma kraft seiner Unfehlbarkeit von sich aus verkündigen konnte und der Zustimmung des Konzils garnicht bedurfte, folglich auch mit der Zustimmung einer Mehrheit sich zufrieden geben konnte.

Alles dies wußten natürlich die Männer auch, die das preußische Kirchengesetz gemacht haben. Sie würden nicht auf den Gedanken gekommen sein, Fragen der Lehre durch einen Majoritätsbeschluß entscheiden zu lassen, wenn sie nicht als Protestanten überzeugt wären, daß eine für Vernunft und Gewissen autoritative Entscheidung von einem menschlichen Gerichtshofe überhaupt nicht getroffen werden kann. Da man dem Spruchkollegium so wenig wie den Konsistorien und dem Oberkirchenrat Unfehlbarkeit zuschreibt, so kann sein Wahrspruch überhaupt nur dahin gehen, was in den acht älteren Provinzen Preußens in der protestantischen Kirche soll gelehrt werden



dürfen. Eine Sammlung von Präjudizien des Spruchkollegiums ist nicht eine Richtschnur für den Glauben, sondern ein index opinionum prohibitarum*) in dem Sinne, daß diese Lehren, mögen sie nun wahr oder irrig sein, jedenfalls in Preußen nicht vorgetragen werden dürfen. Es handelt sich nicht um einen Ausspruch höherer Weisheit, sondern um einen **Willensentschluß**. Nur so läßt sich das ganze Institut innerhalb protestantischer Weltanschauung verstehen.

Merkwürdig ist nun, daß für die Verurteilung einer Lehre die Mehrheit von zwei Dritteln gefordert wird. Man kann dies nicht mit dem Hinweis auf die Strafprozeßordnung rechtfertigen, welche für jede dem Angeklagten ungünstige Entscheidung eine Zweidrittelmehrheit verlangt. Denn die Absicht des Gesetzes ist ja, dem Verfahren bei Beanstandung der Lehre den Charakter eines gegen die Person, gerichteten Disziplinarverfahrens zu nehmen. Nicht einer Person, sondern einer Lehre wird der Prozeß gemacht. Wenn hier zur Verurteilung die Uebereinstimmung von zwei Dritteln gefordert wird, so ist das eine offenbare Begünstigung der Ketzerei und, wenn ich mich in die Seele der orthodoxen Mitglieder des Kollegiums versetze, so finde ich es hart, daß sie unter Umständen Unrecht bekommen, obwohl sie in der Mehrheit sind. Was diese Bestimmung veranlaßt hat, ist eine leicht begreifliche Zaghaftigkeit, die in dem Irrationalen des Majoritätsbeschlusses ihren Grund hat. Aber wenn es unvernünftig ist, Fragen der Lehre per majora zu entscheiden, so wird dieser prinzipielle Fehler nicht wesentlich gebessert dadurch, daß die Majorität von 8 Dreizehnteln auf 9 Dreizehntel steigt. Wenn man dem Majoritätsbeschluß mißtraut, hätte man Einstimmigkeit fordern müssen.

Der Majoritätsbeschluß kommt im öffentlichen Leben in einer zweifachen Funktion vor: als politische Institution und als ein Rechtsmittel des Vereinswesens.

In der Demokratie, deren oberstes Gesetz die Gleichheit aller Bürger ist, muß die oberste Gewalt der Mehrheit zustehen, weil der Staat Macht ist und die Macht unter Gleichen nach den Gesetzen der Natur bei der Mehrheit ist. Die Unterordnung unter die Mehrheit ist die erste Bürgerpflicht. Denn sie ist die Voraussetzung des öffentlichen Friedens. Offenbar kann dieser Gedankengang auf die Kirche nicht angewendet werden. Denn die Kirche beansprucht keine Macht. Herrschaft über Widerstrebende ist durch ihr Wesen ausgeschlossen. Folglich ist der Majoritätsbeschluß als Machtprinzip kirchlich unmöglich.

Der Mehrheitsbeschluß ist aber auch die wichtigste Einrichtung des Vereinslebens, ja die Voraussetzung für den Bestand frei gebildeter Vereine.

Wenn drei Menschen einen gemeinsamen Spaziergang machen, so bestimmt die Uebereinstimmung von Zweien das Ziel des Wegs. Wenn der Dritte dieses Ziel mißbilligt, so steht ihm frei, allein zu gehn. Ueberwindet er aber seine Abneigung und unterwirft er sich dem Willen der beiden Gefährten, so tut er dies freiwillig, so daß durch das Mittel und Zwischenstadium des Majoritätsbeschlusses nun tatsächlich Uebereinstimmung aller hergestellt ist. So ist in jedem Vereine die Ermittelung des Mehrheitswillens durch Abstimmung der Weg zur Herstellung des Gesamtwillens. Denn daß der Wille der Mehrheit gelte, ist der Wille Aller. Wer überstimmt wird, nimmt den Willen der Mehrheit an und macht ihn zu seinem eigenen, so gewiß er die gleiche Unterwerfung von dem Genossen erwartet, wenn dieser in der Minderheit bleibt.

Dieses Verfahren zur Erzielung der Willenseinheit durch Ermittelung der Mehrheit hat seine Grenze da, wo die Abneigung gegen die Meinung der Mehrheit stärker wird als die Wertschätzung der Gemeinschaft. Von einer Handelsgesellschaft werde ich mich zurückziehen, wenn die Mehrheit Geschäfte beschließt, die ich für so unrichtig halte, daß sie die Existenz und den Erfolg des ganzen Unternehmens bedrohen. Die Abwägung der Vorteile der Gemeinschaft als solcher und der Nachteile der von der Mehrheit beschlossenen Geschäfte kann im einzelnen Falle schwer sein. Aber wo mir das Ueberwiegen der Nachteile klar ist, kann das Ausscheiden nicht zweifelhaft sein.

*) Verzeichnis verbotener Meinungen. D H

Wenn man diese einfachen Folgerungen aus der Natur der Gesellschaft auf die Kirche anwendet, so ergibt sich, daß in allen Verwaltungsfragen, die das Wesen der religiösen Verkündigung nicht berühren, der Majoritätsbeschluß als Mittel zur Herstellung des Gesamtwillens durchaus sachgemäß ist, daß aber die Uebertragung dieses Prinzips auf das Wesentliche des kirchlichen Lebens, den Inhalt der evangelischen Verkündigung, die kirchliche Gemeinschaft in Frage stellt. Die Minderheit wird durch den Mehrheitsbeschluß zur Sezession herausgefordert. Diese Aufforderung wirkt viel stärker, wenn nicht, wie bisher, über die Würdigkeit eines einzelnen Manns zur Bekleidung des geistlichen Amts, sondern über die Zulassung oder Verwerfung einer Lehre geurteilt wird. Bei dem bisherigen Disziplinarverfahren konnte man die indirekt ausgesprochene Verwerfung einer Lehre auch bei abweichender Ansicht ertragen, weil schließlich doch nur über die Würdigkeit ihres Verkündigers entschieden wurde. Auch Gleichgesinnte brauchten sich mit der Person nicht zu identifizieren. Wenn aber der Lehrmeinung als solcher der Prozeß gemacht ist, so ist deren Verurteilung eine direkte Aufforderung an alle Gleichgesinnten, in erster Linie an die Geistlichen unter ihnen, die Landeskirche zu verlassen. Da der Geistliche, dessen Theologie das Spruchkollegium verurteilt, durch die wohlwollenden Bestimmungen des Gesetzes gegen den finanziellen Ruin geschützt ist, so hat er allerdings ein starkes Interesse daran, durch Urteil des Spruchkollegiums und nicht freiwillig auszuscheiden. Und man kann es ihm kaum verübeln, wenn er nach einem Präjudiz gegen seine theologische Ueberzeugung im Amte bleibt, bis auch ihm der Prozeß gemacht wird. Der Unterhalt der abgesetzten heterodoxen Geistlichen kann der kirchlichen Verwaltung sehr kostspielig werden. Man nehme an, daß das Spruchkollegium die Lehre von der Präexistenz und der wunderbaren Geburt Jesu als zum Wesen des Christentums gehörig feststellt, was doch die Orthodoxen ohne Zweifel und im besten Glauben fordern werden, wie groß würde wohl die Zahl der preußischen Geistlichen sein, die dann pensioniert werden müßten?

Aber diese Sezession, die aus der Majoritätsentscheidung folgt, muß nicht nur die Geistlichen, sondern auch die Gemeinden ergreifen und muß die Minderheit, wenn sie überhaupt die nötige religiöse Entschiedenheit und Opferfreudigkeit hat, dazu führen, sich als eine besondere Kirche zu konstituieren. Ich denke dabei keineswegs bloß an die Liberalen. Für den orthodoxen Teil der Landeskirche muß die rechtskräftige Entscheidung, daß eine ihnen umstürzend erscheinende Lehre in der preußischen Landeskirche gepredigt werden darf, viel unerträglicher sein als für die Liberalen die Verurteilung einer modernen Ansicht.

Es liegt mir fern, das preußische Gesetz zu kritisieren. Man muß sich aber über die Konsequenzen des Prinzips der Mehrheitsentscheidung in Lehrfragen klar werden.

Vielleicht muß die Entwickelung der theologischen Gegensätze zur Auflösung des Landeskirchentums führen. Bei dem unablässigen Streiten der kirchlichen Richtungen und der Unlösbarkeit des Problems einer formula concordiae kann man sich schwer dem Gedanken verschließen, daß für den religiösen Frieden und für die gesunde Entwicklung des Gesamtprotestantismus die Teilung der durch Parteizwist zerrissenen Kirche in eine orthodoxe und eine liberale ein wahrer Segen wäre. Denn die religiösen Gegensätze sind an sich kein Uebel, sie werden es nur dadurch, daß sie in einem Machtkampf um die Herrschaft in der Kirche ausgefochten werden. Würde dieser unerträgliche Widerspruch von Miteinander und zugleich Widereinander aufgehoben, so würden alle anständigen Menschen die Ueberzeugung Andersdenkender respektieren und, wo es sich um allgemeine Interessen des Protestantismus handelt, wäre das Zusammengehen nicht schwerer, sondern leichter als jetzt. Es ist möglich, daß das preußische Gesetz mit seinem Majoritätsbeschluß und der darin liegenden Aufforderung zur Sezession der Minderheit ein Markstein auf diesem Wege ist. Der Gedanke würde sich ganz von selbst durchsetzen, wenn nicht die Ketten materieller Interessen, welche die Kirche an den Staat fesseln, auch die auseinander strebenden Brüder aneinander schlössen. Der Staat kann nicht für einen von beiden Partei ergreifen. Er kann aber auch nicht ohne die größten Schwierigkeiten die bisherigen Beziehungen zu der protestantischen Kirche fortsetzen, wenn ihm diese in doppelter Gestalt gegenübersteht. Darum muß, wer das Landeskirchentum für erhaltenswert hält, das fortdauernde Zusammensein entgegengesetzter Richtungen in derselben Kirche ertragen und erträglich zu gestalten suchen. Soll dies geschehen, so muß die zentrale kirchliche Verwaltung in den Fragen der Lehre neutral sein. Der Protestantismus kann dies leisten, weil er die Einheit von Lehre und Regiment nicht fordert, sondern ausschließt. Majoritätsentscheidungen über die Lehre mit bindender Wirkung für die Kirchenregierung sind dann auf das entschiedenste zu vermeiden. Soll daher das preußische Spruchkollegium den Bestand der preußischen Landeskirche nicht in Frage stellen, so wird dies nur dadurch möglich sein, daß man ihm sehr wenig zu tun gibt. Friedrich Curtius

---

## Der Evangelisch-soziale Kongreß in Chemnitz

1

Wenn man an Heilbronn zurückdenkt, atmet man Sonnenschein, Freundschaft, Stimmung. Zwar zittert der schwere Ernst, den Drews' Vortrag über die Kirche und den Arbeiterstand auf die Gewissen legte, noch in uns nach; aber als Ganzes war der Heilbronner Kongreß ein Fest. Auch über Chemnitz lag der Glanz des Frühlings; aber wie das Gelingen der Tagung von vorn herein ungewiß war, so verlief sie bis zuletzt in heißem Ringen um die uns gestellte Aufgabe. Noch nie sind wir so nahe am Feind gewesen. Noch nie ist die treibende Kraft der von unsern Freunden unternommenen Arbeit so stark mit eingedrungen in unsre denn doch immer mehr oder weniger akademischen Verhandlungen.

Als Chemnitz uns vorm Jahr einlud und wir die Einladung annahmen, wußten wir, daß das Schicksal dieser Tagung abhängig war von dem Wert und der Leistungsfähigkeit der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung. Umgekehrt war klar, daß für Ansehn und Zukunft dieser Gruppe der Verlauf des Kongresses in Chemnitz von entscheidender Bedeutung sein konnte. Es mußte sich zeigen, welchen Boden sie in der Heimat hatte, welchen Widerhall und Rückhalt im Kongreß. So handelte es sich diesmal also gar nicht bloß um den Kongreß, für den es in gewissem Sinne, wie er bis dahin existiert, gleichgiltig ist, wo er zusammenkommt, sondern um zwei verwandte, befreundete, von einander abhängige Organisationen, die bei dieser Gelegenheit sich entweder vollends finden oder verlieren, sich entweder fördern oder schädigen mußten. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Besorgnis, wenn auch mit wachsender Zuversicht dem Verlauf des Experiments entgegengesehn habe. Heute darf ich sagen: Glücklicher konnten die Dinge nicht laufen.

Das Programm schon hatte den jungen sächsischen Theologen, die das evangelisch-soziale Banner aufgepflanzt haben, ein großes Entgegenkommen bewiesen durch Uebertragung des ersten Hauptvortrags an einen ihrer Vorkämpfer: Pastor Liebster in Leipzig-Volkmarsdorf. Daß die örtliche Vorbereitung in der Hand von bewährten Gesinnungsgenossen lag, war selbstverständlich; wenn weder die sächsische Regierung noch das Landeskonsistorium noch der Oberbürgermeister noch der Stadtsuperintendent sich darum fern gehalten haben, so war das ein freundlicher Erfolg, den man der Gruppe lebhaft gönnte und von dem der Kongreß gern profitiert hat. Wer aber hätte hoffen dürfen, daß die Sozialdemokratie selber zur Bereicherung des Ganzen das Beste beitragen würde, indem sie uns an Ort und Stelle in drei großen Volksversammlungen die Diskussionen zur lebendigen Anschauung brachte, an denen dort unser vornehmstes Interesse hing? Es sei mir jedenfalls erlaubt, diese Veranstaltungen von sozialdemokratischer Seite als mit zum Kongreß gehörig zu behandeln: um seinet willen wurden sie ins Werk gesetzt; seine Leute haben die geistigen Kosten davon mit getragen; läge es in unsrer Hand, so würde ich mit allem Ernst betreiben, daß wir keinen Kongreß mehr abhalten ohne die Zugabe derartiger sozialdemokratischer Volksversammlungen.

Am Mittwoch den 18. brachte die Chemnitzer Volksstimme folgendes Inserat:

> **Evangelisch-sozialer Kongreß — Sozialdemokratie**
>
> **Donnerstag, den 19. Mai, abend $^1/_2$9 Uhr**
>
> **3 große Volks-Versammlungen**
>
> Lokale: Volkshaus „Kolosseum", „Hohenzollern", „Hirsch"
>
> Redner: **Pfarrer Pflüger aus Zürich,**
> **Paul Göhre, Pfarrer a. D. aus Zehlendorf,**
> **Dr. Max Maurenbrecher aus Erlangen.**
>
> Die genannten Genossen werden über das an die Spitze dieser Ankündigung gestellte Thema sprechen. In diesen Versammlungen nimmt die Sozialdemokratie Stellung zu dem Evangelisch-sozialen Kongreß, dessen Teilnehmer zur Auseinandersetzung mit uns hierdurch eingeladen sind. Unsere Parteigenossen fordern wir auf, dafür zu sorgen, daß die Versammlungen zu Riesenkundgebungen der Chemnitzer Arbeiterschaft werden.
>
> **Der Sozialdemokratische Verein für den 16. Reichstagswahlkreis**

Nichts Willkommeners für die Freunde öffentlicher Diskussion mit den Sozialdemokraten (und das sind ja eben die Männer der Evangelisch-sozialen Vereinigung in Sachsen) als diese Einladung! Auswärtige Teilnehmer am Kongreß waren dafür, sie abzulehnen. Daß die Einladung keine offizielle Form gewonnen hatte, konnte zwar nicht so schwer in die Wagschale fallen; daß die Sozialdemokraten unsre Verhandlungen gemieden hatten, kaum schwerer; dagegen wirkte ein Artikel derselben Volksstimme vom 19. Mai wie eine reine Gemeinheit auf die Kongreßbesucher, so daß Viele fanden, man könne sich mit diesen Sozis überhaupt nicht mehr einlassen. Der Artikel ermangelte jeden Verständnisses für unsre Art und unsern Willen, und er griff Harnack persönlich maßlos an:

> Harnack ist echt konservativ geworden und äußerst gehässig gegen Jeden, der in sozialen Forderungen oder evangelienkritischen Betrachtungen über ihn hinausgeht. . . .

Der Verfasser des Artikels erzählt dann, wie er als Student von Harnack dem Rektor der Berliner Universität einst diszipliniert worden sei, weil er „das Verbrechen begangen hatte, einen öffentlichen Protest der freiheitlichen Studenten gegen die Mißhandlungen der Petersburger Studierenden durch Kosaken-Nagaiken zu veranstalten":

> Und gerade dieser furchtsame Diener der Knute nennt wissenschaftliche Gegner Kosaken*), während er den Vorsitz führen und für Maß und Anstand sorgen sollte. Das übersteigt alle früheren antisozialen Worte und Taten dieses Erfinders des Bildungszolles**) und sollte ihn endlich an seiner Stelle im Kongreß unmöglich machen.

Wie sofort ersichtlich, hatte der Verfasser dieses Artikels die Gelegenheit wahrgenommen, sich an dem ehemaligen Rektor für erlittene Maßregelung zu rächen. Was da vor Jahren zwischen ihm und Harnack sich abgespielt hat, geht uns hier nicht näher an; Harnack hat den einen Vorwurf, daß er sich damals mit der Autorität des auswärtigen Amtes gedeckt habe, alsbald öffentlich als „Lüge" bezeichnet. Genug, dieser Artikel schien Etlichen einen Besuch der sozialdemokratischen Versammlungen zu verbieten. Aus Ehrgefühl offenbar und Solidaritätsgefühl sollten wir davon bleiben. Ich erwähne das geflissentlich, um auszusprechen, daß mir eine solche Regung und Motivation vollkommen unverständlich ist. Denn wer mit der Sozialdemokratie kämpft, ja sich auch nur öffentlich mit ihr befaßt, muß gegen dergleichen Anwürfe mit jeder Gelassenheit gewappnet sein. Was für Erfahrungen macht man doch auch bei andern Instanzen und Parteien, selbst „kirchlichen", wenn man kämpfend seinen Mann steht! Wo aber die Diskussion mit den Sozialdemokraten zum Programmpunkt erhoben ist, darf Form und Inhalt eines Einzelangriffs von ihrer Seite nicht mit der Empfindlichkeit irgend welchen Ehrenpunkts erwidert werden. Blieb doch der Artikel fürs erste nichts weiter als die unverantwortliche Leistung eines wenn auch noch so verantwortlichen Journalisten; er hob die Tatsache der drei Versammlungen mit der Einladung dazu nicht auf; nur der Verlauf der Versammlungen selbst konnte zeigen, wessen die Teilnehmer am Kongreß sich von Seiten der Chemnitzer Sozialdemokratie zu versehen hatten.

*) Harnack hatte Arthur Drews und Maurenbrecher gelegentlich „freie Kosaken" genannt, weil sie neben der geordneten Armee der Historiker auf eigne Ordre hin ihren wissenschaftlichen Krieg führen. Es lag also einfache Unkenntnis eines geflügelten Wortes vor, wenn der Schreiber des Artikels annahm, es sei Harnack eingefallen, Männer, „die nicht an seinen Christus glauben, als Kosaken" (die mit der Nagaika Studenten zu Paaren treiben!) „zu beschimpfen."

**) Geht auf die Einführung einer Gebühr für die Benutzung der Bibliotheken in Preußen.



Alle drei Versammlungen sind in Ruhe, Sachlichkeit und Erweisung persönlicher Achtung auch vor dem Gegner verlaufen. Die Säle waren zum Brechen voll. Eine gespannte Aufmerksamkeit herrschte; zuweilen ging sie in Andacht über. Waren die eigentlichen Vorträge in den Händen von Sozialdemokraten, so doch — das war von vorn herein klar — von solchen, die für unsre Bestrebungen ein gewisses Verständnis haben mußten. Dazu aber kamen nun — was man vorher so nicht wissen konnte — unsre Freunde ausgiebig zu Worte; in der Versammlung um Göhre, der ich beiwohnte, nicht weniger als neun. Man hatte auf Grund reichlicher Erfahrung bei den Genossen sich wohl auf irgendwelche Fallen, zum mindesten auf ein vergewaltigendes Schlußwort gefaßt gemacht: nichts von Alledem. In dem einen Saale (Maurenbrecher mußte die Versammlung vor Ende verlassen) hatte sogar einer unsrer Freunde das letzte Wort! Kurzum, es waren Diskussionsabende, wie sie — mutatis mutandis — von unsern Freunden gar nicht besser hätten arrangiert werden können; höchstens konnte unsereiner bedauern, daß nicht mehr Sozialdemokraten sprachen. Daß die sozialdemokratischen Redner den donnernden Applaus der Hunderte oder Tausend davontrugen, war selbstverständlich. Wenn aber ein sozialdemokratisches Blatt, von dem mir ein titelloser Ausschnitt zugeht, seinen Bericht über den Göhre-Abend mit den Worten schließt: „Nach einem mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Schlußwort Göhres . . endete die Versammlung nach $^1/_2$1 Uhr mit einem durchschlagenden Siege der sozialistischen Weltanschauung" — so kann man diese Wendung nur mit einem fröhlichen Lächeln registrieren. Denn Weltanschauungen siegen weder nach noch vor $^1/_2$1 Uhr mit einem glatten Siege. Die „sozialistische Weltanschauung" hat zur Diskussion gestanden und bleibt zur Diskussion; siegen kann sie nur im Laufe der Geschichte; und noch sind wir so weit nicht. Es sieht uns auch nicht so aus, als würden wir das erleben.

Aber nun muß der Leser weiteren Einblick darein bekommen, wieso dieses dreifache Rencontre mit den Sozialdemokraten nur der Schlußpunkt war zu den Verhandlungen des Kongresses selbst. Ich ignoriere die Details durchaus, wenn ich berichte, daß nicht weniger als vier „Spezialkonferenzen" gerade der Frage der öffentlichen Diskussion mit den Sozialdemokraten galten. In der einen wurde die Preußische Gruppe, zunächst für die Provinz Sachsen, fester konstituiert.*) Nirgends noch auf unsern Kongressen war eine so große Schar von Männern beisammen, die in der Pflege solcher Diskussionen ihre Aufgabe sehen, Erfahrung darin haben und von Gewissens wegen entschlossen sind, sich weiter darin zu betätigen, solange ihnen die Gelegenheit dazu nicht gewaltsam entzogen wird. Nicht Jeder kann es, und wer es nicht kann, soll es lieber lassen. Wo es aber geschieht, da ist für unsern Kreis selbstverständlich, daß es weder im Sinn des „Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" geschehen dürfe, noch im Geiste der alten „Apologetik". Eine ganz freie Ueberzeugung von der unentbehrlichen Herrlichkeit des Christentums und ein hohes Maß von Verständnis für die guten Beweggründe, die auch in der sozialdemokratischen Bewegung leben, diese beiden Bedingungen müssen erfüllt sein, wenn man mit einigem Beruf in diese Arbeit gehen will. Für eine bestimmte Theologie oder Dogmatik soll damit nichts gesagt sein.

*) Preußische Volkskirchlich-soziale Vereinigung, Abteilung Sachsen. Man melde sich bei Pastor v. Broecker in Halle a. S.

Liebsters Vortrag war ganz aus den Erfahrungen der Diskussionsfreunde heraus geboren. Darin lag sein Wert und seine Schwäche. Seine Schwäche, sofern er von jeder Fühlung mit den Bewegungen in der heutigen Theologie und mehr oder minder in der bürgerlichen Wissenschaft überhaupt absah. Seine Stärke, sofern er intime Kenntnis und liebreiches Verständnis bewies für die Gedankenarbeit, die inmitten unsrer Millionen-Arbeiter-Partei sich vollzieht. Der zünftige Theologe von heut wird mit dem Inhalt des Vortrags zunächst wenig anfangen können. Aber er wird dennoch viel aus der Tatsache lernen können, daß die ununterbrochene Fühlung mit der in unsrer Sozialdemokratie herrschenden Ideenwelt einen klugen Kopf und warmherzigen Christen zu diesen Ueberzeugungen gebracht hat. Liebster hat sein „System" aus zwei Quellen geschöpft: aus dem Studium der praktisch frömmsten christlichen Gemeindeglieder auf der einen, der intelligentesten Sozialdemokraten auf der andern Seite.*) Er sucht die Verbindung der beiden Welten; da er die Hilfe der modernen Wissenschaft dabei verschmäht, ist es schließlich mehr sein starker Wille, der die Verbindung vollzieht. Aber da er nicht voreilig verbindet, sondern für die Differenz eine starke Empfindung hat, bekommt die Synthese, zu der er sich bekennt, schließlich doch einen mehr als persönlichen Wert.

Ueber die zwei ersten Thesen will ich hier kein Wort verlieren. Sie lauteten:

„Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung"

1. Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung können keine Vermischung eingehn, weil ihre Ziele verschiedenen Gebieten angehören. Jene sucht die Verbindung mit dem Ewigen, Ueberweltlichen, diese erstrebt eine vernünftige und gerechte Verteilung des Arbeitsproduktes.

2. Als Faktoren des gegenwärtigen Geisteslebens müssen beide in Beziehung gesetzt werden. Traditionell ist die feindliche Gegenüberstellung. Die Verhältnisse erfordern eine friedliche gegenseitige Durchdringung.

Als wichtig und interessant bemerke ich aus der Ausführung den Satz: „Nur das niedere Volk verfügt über die seelischen Eigenschaften, um eine Religion als Kraft weiterzutragen." Wer diesen Satz nicht festhält, wird dem Ganzen des Vortrags nicht gerecht werden. Denn nun kommt der Redner auf „die Dialektik" zu sprechen, die er als festesten Bestand in den Köpfen und Herzen des Volksteils vorfindet, um den es ihm zu tun ist. Ein Erbe Hegels, durch Marx überliefert; ein Erbe des deutschen Idealismus also, durch Marx gerettet: der Gedanke einer vernünftigen Selbstentwicklung, der Gedanke, daß die Veränderung der Dinge einen Sinn enthalte. Der Redner berührte sich darin mit dem Nationalökonomen v. Schulze-Gävernitz, der auch aus Marx das idealistische Gemeingut, das Kantische, herausholt und den Arbeitern zuruft, auf dieser Brücke sich zum echten Idealismus zurückzufinden. Nun wandte sich aber Liebster vielmehr an die Kirche. Sie muß begreifen, daß „die Dialektik" sich im Sozialismus als lebensfähig erweist. Um der so gewöhnten, so geführten Masse willen muß die christliche Religion „eine Dialektik gewinnen". Hier blieb für mich in dem Vortrage eine große Unklarheit. Denn „die Dialektik" des Christentums sollte ohne Zweifel nicht einfach dieselbe sein wie die des Sozialismus. Aus der Dialektik des Sozialismus soll ja durch den Hinzutritt des Christentums der Materialismus verschwinden. Aber wie geschieht das? Und welches sind die Elemente, die in der neuen Komposition verschmelzen? Jedenfalls wollte Liebster nicht nur sagen, daß das Christentum sich zur Ermöglichung dieses Bundes irgend eine „Weltanschauung" überhaupt aneignen soll, sondern diese dem Christentum nötige Weltanschauung soll eben eine „Dialektik", eine der hegel-marxischen Theorie verwandte und ebenbürtige, eine nur modifizierte sozialistische Weltanschauung sein. So die dritte These:

3. Dabei erfolgt eine Umgestaltung der die christliche Religion begleitenden Weltanschauung im Sinne der Dialektik, und aus der sozialistischen Weltanschauung verschwindet der Materialismus. Damit wird das beseitigt, was bisher hinderte, gleichzeitig Christ und Sozialist zu sein.

*) Nicht wenig verdankt er offenbar dem sozialdemokratischen Philosophen Josef Dietzgen, über den er uns in Nr. 32 und 36 des vorigen Jahrgangs berichtet hat. Man lese übrigens Liebsters Buch: Kirche und Sozialdemokratie. Gießen, Töpelmann 1908. 3,20 Mk.



Wie die Linie von der sozialistischen Dialektik zu einer christlichen etwa laufen würde, machte Liebster an dem Schlagwort des „Mehrwerts" klar. Mehrwert ist ihm die Ungleichung, die zwischen dem Samenkorn und der Frucht besteht, in der der Vorgang des Lebens als einer Entwickelung überhaupt verläuft. Das Geheimnis des Lebens in der Zelle ist der Wille zum Mehrwert. Im Sozialismus haben wir die höchste Ausprägung des Willens zum irdischen Mehrwert. Aber die menschliche Natur gibt sich damit nicht zufrieden. Sie hegt in sich einen Willen, der über alle Schranken der Erde hinaus Mehrwert will. Diese Spannung löst der Sozialismus nicht, sondern nur die Religion. So ist Religion die notwendige Krönung der „Dialektik".

Wenn die Deutsche Tageszeitung hierzu bemerkt, daß die ursprüngliche marxistische Theorie vom Mehrwert damit völlig verlassen sei, so hat sie Recht. Aber Begriffe und Theorien unterliegen eben auch ihren Veränderungen; es käme hier nicht so sehr auf eine korrekte Anwendung der Marxschen Lehre an, als darauf, ob eine neue Bewegung, in diesem Falle also eine christliche Dialektik wie die Liebsters, die Kraft hat, den Begriff, das Wort, in ihren Dienst zu zwingen. Immerhin genügte das eine Beispiel nicht angesichts der Schwierigkeit der Aufgabe. Vielleicht führt der Umweg über Kant weiter, den v. Schulze-Gävernitz wies, auch Bernstein schon empfohlen hat.

Und nun Liebsters vierte und letzte These:

4. Die gegenseitige Durchdringung ist von christlicher Seite durch Diskussion zu fördern.

Die Diskussion nicht im Sinne feindlicher Ablehnung, sondern gesuchter Verständigung. Es ist Schwäche, meint Liebster, wenn die christliche Religion sich in eine rein feindliche Stimmung hineindrängen läßt. Freilich soll sie die Sozialisten überwinden, und das kann sie nur durch Offensive. Was beseitigt werden muß, ist nicht der Revolutionsgedanke: Christentum und Revolution sind zuweilen nicht Gegensätze gewesen. Was beseitigt werden muß, ist der Materialismus. Nur eine lebendige, aktive Religion wird seiner Herr werden. Deshalb caeterum censeo: Diskussion! —

Die Debatte hätte sich von Rechts wegen ganz um „die Dialektik" drehen müssen. Das war nun aber doch vor diesem Publikum unmöglich. Und begreiflich genug, daß sie schließlich an der Revolution hangen blieb, wobei schlechterdings nichts herauskommen konnte. Denn daß das Christentum sich zuweilen mit der Revolution ausgezeichnet vertragen hat, liegt am Tage der Geschichte; daß Revolutionen trotz ihrer furchtbar zerstörenden Wirkung, die niemand im voraus bemessen kann, zugleich Epochen der Reinigung und Erneuerung sind, begreifen wir alle, wenn wir die Bedeutung von 1848 und 1789 ruhig erwägen; aber daß Gedanken wie die Liebsters und Bestrebungen wie die des Evangelisch-sozialen Kongresses nicht der Revolution dienen, sondern einer friedlichen Ueberwindung der sozialen Krisis der Gegenwart, das zu verkennen, muß man sehr mutwillig oder sehr kurzsichtig sein.

Alles in Allem hat das Thema „Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung" in Chemnitz zwar keine theoretische Lösung gefunden, in der auch nur die eifrigeren Glieder des Evangelisch-sozialen Kongresses sich zusammenfinden könnten. Es ist aber praktisch in Chemnitz eine große Anregung gegeben worden durch das Hervortreten der Diskussionsfreunde und ein erfreulicher Fortschritt getan durch ihre rückhaltlose Anerkennung innerhalb des Kongresses. Man darf von einer gewissen Anerkennung dieser Gruppe auch von Seiten der sozialdemokratischen Arbeiterschaft reden, wenn man sich an die drei Volksversammlungen hält.

Freilich die sozialdemokratische Presse hat nachträglich das Aeußerste getan, diesen Eindruck zu vernichten. Wenn Liebster mahnte, man solle die Sozialisten gerecht und billig behandeln, so hat die „Volksstimme" jedenfalls nicht einmal den Versuch gemacht, uns gerecht und billig zu behandeln. Das Fazit, das sie trotz Liebster und Baum aus den diesjährigen Vorträgen gegenüber Heilbronn zieht, um „die Chemnitzer Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses als schwärzestes Blatt in seiner Geschichte erscheinen" zu lassen, ist grundfalsch. Persönlicher Haß

des Redakteurs gegen Harnack stärkte hier noch den fanatischen Willen, irgendwelche Verringerung der Kluft zwischen den Klassen, ja auch nur die Idee einer Möglichkeit einer Aussicht darauf, in der Masse der Arbeiterschaft nicht aufkommen zu lassen. Trostlos und hoffnungslos — wenn wir nicht Christen wären. Allem Widerstande zum Trotz fahren wir fort, zu arbeiten und zu lieben. „Wenn ich dich liebe, was gehts dich an?“

R

---

## Verschiedenes

**Im Banne Roms.** Von Josef Leute, ehemaligem katholischen Pfarrer. Berlin, Martin Warneck 1910. 78 S. 1 Mk.

**Vorwärts zum Glauben!** Von H. Meinhof, Pastor an St. Laurentius in Halle a. S. Berlin, Martin Warneck 1910. 32 S. 30 Pfg.

Zwei Schriften gegen Professor von Ruville in Halle a. S. und seinen Uebertritt zur römischen Kirche. Beide sind sachlich gehalten und machen dem Geist der protestantischen Polemik alle Ehre. Der Verfasser der einen Schrift, Josef Leute, war katholischer Pfarrer in Bayern und ist gerade aus den Gründen evangelisch geworden, die Ruville der katholischen Kirche zugeführt haben. Leute hat, seitdem er die Soutane ausgezogen, mancherlei geschrieben und geredet, das besser unterblieben wäre; ich freue mich, daß ihn vorliegende Schrift in einem recht gediegenen und günstigen Licht erscheinen läßt. Meinhof hat Ruville jahrelang als ein reges Glied seiner Gemeinde geschätzt und hat ihm die persönliche Zuneigung trotz seines Uebertritts bewahrt. Gerade darum war er es seiner Gemeinde schuldig, zu Ruvilles propagandistischer Schrift öffentlich Stellung zu nehmen; er lehnt Ruvilles Schrift rückhaltlos ab, richtet aber zugleich — ein gutes Zeichen von Fegen vor der eigenen Türe — an die evangelische Kirche die Mahnung, mit ihrem Glauben Ernst zu machen.

Johannes Kübel

**Der heilige Bonaventura.** Von P. Leonhard Lemmens, O. F. M. Kempten, Kösel 1909. 294 S. 3,20, gebunden 4,20 Mk.

Diese Schrift ist anläßlich der siebenten Jahrhundertfeier der Gründung des Franziskanerordens erschienen. Der große Franziskanerheilige ist auch für uns Protestanten nicht ohne Interesse. Eine eindringende Charakteristik seiner Werke, insbesondere seiner mystischen Schriften würden wir dankbar begrüßen. Leider kann das Buch in dieser Hinsicht nicht befriedigen. Die einzelnen Andeutungen und Auszüge aus seinen Werken geben kein klares Bild seiner geistigen Individualität. Vielmehr bietet uns Verfasser im wesentlichen nur ein Stück mittelalterlicher Kirchen- und Ordensgeschichte, und zwar mit Sorgfalt und gesunder Kritik. Ein schönes Wort Bonaventuras, das in dem Buche mehrmals wiederkehrt, sei hier mitgeteilt: „Das Geistige muß immer und überall den Vorzug haben.“

Walther Hoffmann

**Lutherbriefe.** Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Verlag von Carl Curtius 1910. 202 S. Gebunden 3 Mk.

Diese Auswahl aus Luthers Briefen kann und will sich nicht mit der Sammlung messen, die voriges Jahr Reinhard Buchwald im Inselverlag herausgegeben hat, aber sie enthält alle Briefe, die für Luther als Menschen charakteristisch und für den Laien zu kennen nötig sind. Auch Luthers prächtiges Testament vom Epiphanientag 1542 ist beigefügt. Der Inhalt der Sammlung und die Form der Ausstattung machen das Buch für Geschenkzwecke sehr geeignet.

Johannes Kübel

**Kleine Mitteilungen.** Einer der größten Uebelstände, die uns an der inner- und außerkirchlichen Verständigung hindern, ist, daß wir Protestanten keinen klaren, gemeinverständlichen Kirchenbegriff haben. Die letzte Verantwortung dafür trägt Luther. Gewiß hat er ein tiefes neues Verständnis gehabt für das, „was die Kirche sei“, für die religiöse Gemeinschaft, die wir „glauben“. Aber die rechten Wege von ihr zu der Volks- und Verfassungskirche, in der wir leben, hat er nicht gezeigt. So ist Luthers Lehre von der Kirche bis heut einer der schwierigsten Punkte, an denen Historiker, Juristen und Theologen ihre Wissenschaft immer wieder erproben. Es war schmerzlich, daß neuerdings zwei Forscher wie Drews (Halle) und Hermelink (Leipzig) sich gleichzeitig an die Arbeit machten, die Frage ins Reine zu bringen, und zu verschiedenen Resultaten kamen. Wir danken Müller (Tübingen), daß er sich daraufhin auch noch der Aufgabe unterzogen hat: oben Sp. 510 ff., und verweisen zum besseren Verständnis auf die unveraltete Schrift, die er (mit Foerster) vor fünfzehn Jahren hat erscheinen lassen: Kirche Christi und Landeskirche. Hefte zur Christlichen Welt Nr. 16/17. Leipzig (jetzt Tübingen) 1895. 25 (bez. 75) S. 60 Pfg. —

Friedrich Naumann hat in Nr. 21 der Hilfe eine sehr lesenswerte Besprechung des Chemnitzer Vortrags von Liebster gegeben. Wenn er ihn „fachtheologisch“ nennt, so ist das nach unserm Begriff von Fachtheologie nicht richtig, aber alles Andre, was er schreibt, dient vortrefflich der Interpretation und Einschätzung des von Liebster Gesagten und Gewollten. —

Auf die reichhaltigen Kataloge des Antiquariats Frederik Müller u. Co. in Amsterdam sei ausnahmsweise auch an dieser Stelle hingewiesen; vgl. Anzeigenteil.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.



## Freunde der Christlichen Welt

**Halle a. S.** Mittwoch 15. Juni nachmittags 3 Uhr im evangelischen Vereinshause: Lebt unser Glaube von Ideen oder geschichtlichen Tatsachen?

**Lüttringhausen.** Montag 6. Juni 5¼ Uhr Düringer Hof: Das Umwälzende in der Anschauung Jesu vom Reiche Gottes. Pfarrer Lohmann-Lüttringhausen. Gäste willkommen.

**Weißenfels a. Saale.** Montag 6. Juni 8¼ Uhr im Hotel zum Schützen. Themata: 1. Was wir wollen. 2. Hat Jesus gelebt.

## Versammlungskalender

| | | |
|---|---|---|
| 4.—7. | Juni | Deutsches Bachfest Duisburg |
| 5.—7. | „ | Südwestdeutsche Konferenz für Innere Mission Frankfurt a. M. |
| 14.—16. | „ | Internationaler christlich-sozialer Kongreß Besançon |
| 14.—23. | „ | Welt-Missionskonferenz Edinburg |
| 21.—25. | „ | Deutsch-Evangelischer Frauenbund Coblenz |
| 27.—29. | „ | Allgemeiner Fürsorge-Erziehungs-Tag Rostock |
| 6.—10. | August | Weltkongreß für freies Christentum u. religiösen Fortschritt Berlin |
| 6. | September | Deutscher Pfarrertag Königsberg |
| 19.—22. | „ | Gustav Adolf-Verein Stralsund |
| 25.—28. | „ | Evangelischer Bund Chemnitz |
| 27. 28. | „ | Freunde der Christlichen Welt Nürnberg |



## Predigerwahl

Die **zweite Predigerstelle** an der **St. Katharinenkirche** hierselbst ist neu zu besetzen, und zwar tunlichst bald.

Mit derselben ist neben freier Dienstwohnung ein Anfangsgehalt von 4100 Mk. verbunden, welcher in 18 Dienstjahren bis auf 6500 Mk. steigt.

Der unterzeichnete Kirchenvorstand fordert Geistliche der deutschen evangelischen Landeskirchen, besonders solche, die auch für Gemeindearbeit ein warmes Herz haben, zur Bewerbung auf.

Meldungen sind bis zum 1. August d. J. an den unterzeichneten stellvertretenden — weltlichen — Vorsitzenden des Kirchenvorstandes zu richten.

Braunschweig, den 26. Mai 1910

**Der Kirchenvorstand von St. Katharinen**
von Pawel, Wirklicher Geheimer Rat

## Evangelische Gemeinde Remscheid

Die **siebente Pfarstelle** ist durch Gemeindewahl zu besetzen. Stelleneinkommen: die gesetzlichen Bezüge, außerdem ein Gemeindezuschuß bis 1200 Mk. Höchstgehalt von 7200 Mk. in 24 Dienstjahren. Mietsentschädigung 1500 Mk. Bewerbungen erbeten an

**Das Presbyterium**

## Freigemeindliche Prediger-Vakanz

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen Gemeinde zu Königsberg i. Pr. ist zum 1. April 1911 neu zu besetzen. Auskunft bezüglich der näheren Bedingungen erteilt

**Th. Rupp**
Vorsteher der freien evangelischen Gemeinde
**Königsberg i. Pr.,** Pauperhausplatz 5

**Junger Student aus Genf mit Gymnasialbildung,** Missionarssohn, begabt, gewissenhaft und von gutem Charakter, sucht zur Erlernung des Deutschen Aufnahme in einer gebildeten Familie Süddeutschlands für einhalb Jahr, ev. auch länger. Er ist bereit, sich täglich mit den schulpflichtigen Kindern gründlich zu beschäftigen. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer **Loos, Butzbach,** Ober-Hessen.

**Hilfsprediger**
zum 1. Juli oder später gesucht in **Naumburg-Saale.** Gehalt 2100 Mk. Auskunft erteilt Pastor **Block** an St. Otmar.

**Theol.** sucht vom 1. August bis 1. November einfache, ruhige **Pension,** am liebsten in einem ländlichen Pfarrhaus. Angebote mit Preisangabe unter **T. 34** an den Verlag des Blattes.

Suche für **jungen Franzosen** Familienanschluß für Ferien; Off. an **Mme. Ménégaux, 10, Impasse de l'Yvette, Bourg-la Reine (Seine).**

**Bad Nauheim**
**Haus Kling** Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

**Venedig** **Christl. Hospiz Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

**Stottern!** Ueber dauernde Beseitigung gibt Auskunft umsonst ehem. schwer Stotternder **Osk. Hausdörfer, Breslau-Wilhelmsruh J. 19.** Zahlreiche Danks. und glänz. Empfehl. von Aerzten, Geistlichen, Lehrern usw.

Der Auftraggeber des Inserats **G L** in Nr. 21, **Haucks Realencyklopädie** betreffend, wird gebeten, uns umgehend seine Adresse mitzuteilen.

**Verlag der Christlichen Welt**

*J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)*
*Strassburg i. Elsass*

*Soeben erschien:*
***Der Verfasser***
*des*
***Hebräerbriefes***
*Eine Untersuchung zur Geschichte des Urchristentums.*
*Von*
***Franz Dibelius***
*VII, 76 Seiten 8°. M. 2.50*
***Durch alle Buchhandlungen zu beziehen***

Sanatorium (800 m üb. d. Meer) **Tannerhof**
**Bayrisch Zell** a. F. d. Wendelstein, 1838 m
Phys. diätet. Behandlg. Vorwieg. vegetar. Küche. Naturgemäße Lebensweise. Famil. Charakter. Keine Dienstboten. Hütten. Luftbäder bis z. Alm (1200 m). Liegehalle. Prospekt.
**Dr. v. Mengershausen.**

Stiftungsverlag in Potsdam

**Zum 100. Todestag der Königin Luise 19. Juli 1910**

## Königin Luise
### Ihr Leben, Denken und Wirken

in 15 Geschichten
von
**Hermann Petrich**
32 Seiten mit 3 Abbildungen
Steif broschiert
**Preis 10 Pfennig**

Volkstümlich geschrieben und zur Massenverteilung an diesem Tage bestimmt.

100 Exemplare für **8 Mark**
200 Exemplare für **15 Mark**

## Versteigerung der Bibliothek des Herrn Pfarrer H. A. J. Lütge von Amsterdam

**13.—17. Juni 1910**

Wichtige und seltene Schriften aus der **Reformationszeit,** Originalausgaben von **Luther, Calvin, Zwingli,** Katechismen und Glaubensbekenntnisse; Kirchen-Ordnungen, Bibelausgaben, Psalter, Liederbücher, wobei verschiedene **Unica.** Alte und neue Werke über Wiedertäufer, Böhmische Brüder, Sozinianer, Spinoza, Mystiker usw.

Große Sammlung theologischer Schriftsteller des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Der Katalog von über 1600 Nummern wird auf Verlangen gesandt.

## Versteigerung von Handschriften Sammlungen Pfarrer Lütge und Ritter van Rappard

wobei **Autographen** von **Luther, Melanchthon, Olevianus** und vielen hervorragenden Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts. Weiter Handschriften aus dem Mittelalter mit Miniaturen. — Historische und Genealogische Handschriften —, eine hervorragende Sammlung Alba AMICORUM des 14., 17. und 18. Jahrhunderts; — Autographen von Fürsten, Staatsmännern, Generälen, Schriftstellern, Dichtern (Goethe, Schiller etc.)

Der Katalog von über 800 Nummern wird auf Verlangen gratis gesandt. Mit 23 Reproduktionen Mk. 2.—.

**Amsterdam,** Doelenstraat 16—18. **Frederik Müller & Co.**

## Lebensberuf

Der **Rheinisch-Westfälische Diakonieverein** bildet ernstgesinnte evang. Töchter und kinderlose Witwen gebildeter Stände i. A. v. 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Kranken-, Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Geprüften Kindergärtnerinnen kann 1/2 Jahr der Ausbildung erlassen werden. Während der Ausbildung bei guter Führung Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfr. m. Rückporto an den Vorsitzenden **Pfarrer Heim in Lennep,** Rheinpreußen.

## Erholungsheim Anker Ostseebad Henkenhagen bei Kolberg

Vegetarische Küche. **Geschützte Waldlage am Strande.** Luftbäder im Waldpark. **Freie Seebäder.** Wärmekultur nach Dr. Winsch, Badearzt in Henkenhagen.

Pension von Mk. 5.— an. Vor- und Nachsaison Ermäßigung. Prospekte frei.

## Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 Hochbau Verpflegungs-Anstalt Tiefbau Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

**Jungborn** (im Harz) Post Stapelburg **Rudolf Just's Kuranstalt**
**Naturheilanstalt und Erholungsheim**
**Harz-Idyll** zwisch. Ilsenburg u. Bad Harzburg am Eingang ins geschützte, liebliche Eckertal, in mittlerer Höhenlage. — Saison 15./IV. bis 15./X.
**Große Heilerfolge bei allen Krankheitsarten.**
Ärztliche Leitung. :: Genügt höchsten Ansprüchen. :: Illustr. Prospekt m. Urteilen frei.

## Luise
### Königin von Preussen
### Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen

Zusammengestellt von
**Paul Gaertner** und **Paul Samuleit**
Herausgegeben von der
**Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins**

320 Seiten. — In hochfeiner zweifarbiger Ausstattung mit zwei noch nicht reproduzierten Bildern, gebunden 3 Mk.

Als letztes, aber bestes unter den billigen Königin-Luise-Büchern erscheint diese wertvolle Sammlung. Dieses Buch will die Zahl der subjektiven Würdigungen Luises und die Sammlungen anekdotenhafter Erzählungen nicht vermehren. Das Bild der Königin soll sich frei von „der Parteien Gunst und Hass" in ihren eignen Briefen und in den Zeugnissen hervorragender nahestehender Zeitgenossen spiegeln. Es soll eine Dokumenten-Sammlung gegeben werden, wie sie sich zerstreut nur in den teuersten Büchern findet und die in ihrer Art nicht nur als „Festgabe" eine vorübergehende Bedeutung, sondern dauernden Wert hat und besonderen Anspruch erheben darf, dass es recht viele ihren Freunden und auch der reiferen Jugend als schönes Geschenkwerk auf den Tisch legen möchten. Königin Luise hat es nicht nötig, von allerlei Byzantinern mit möglichen und unmöglichen Dichtungen in den Himmel gehoben zu werden. In ihrem wahren Wesen zeigt sie so viele sympathische Züge, so viel Edelmut, Selbstlosigkeit und Vaterlandsliebe, dass uns die Erinnerung an eine der edelsten deutschen Frauen aller Zeiten bleibt. Dazu wird dieses wahre und aufrechte Buch an seinem Teile mit beitragen.

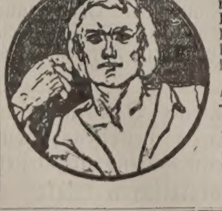
Ausgabetag 31. Mai

**Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg**

## Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.
Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

**Was ist der Kunstwart?** Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
**Georg D. W. Callwey, München.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
**Hierzu als Beilage das Programm des Weltkongresses für freies Christentum und religiösen Fortschritt in Berlin**